



Fernblick > Ausgabe 17 | Juli 2024

Ausgabe 17 | Juli 2024



Musik als Theo-logie

Kann Musik den Zugang zu Gott erschließen? Kann sie in gewisser Weise „Theo-logie“, Rede von Gott sein? Oder redet sie bestenfalls von sich selbst?

Helmut Gabel



Israel nach dem 7. Oktober 2023 – ein Erfahrungsbericht

Johanna Erzberger berichtet von ihren Erlebnissen und Beobachtungen in Israel nach dem 7. Oktober 2023.

Johanna Erzberger



Brigitta Gerhart in den Ruhestand verabschiedet

Am 18. März wurde Brigitta Gerhart in die Freistellungsphase der Altersteilzeit verabschiedet

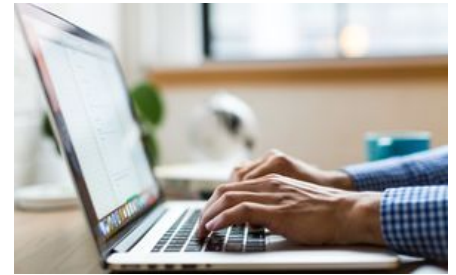
POW



PV-Anlage auf einem Großdenkmal – Ein Blick auf das Dach unserer Nachbarinnen

Eine Photovoltaik-Anlage auf dem Klosterdach? Hier gibt es einen Einblick in das zukunftsweisende Großprojekt.

Martin Grimm



Neues von der eLernplattform

Übung zur Erstellung einer Hausarbeit

Tamara Grebner



Mein Weg mit ThiF ... geht weiter!

Dr. Elisabeth von Lochner wechselt in die Erzdiözese München und Freising



Roter Teppich und Gartengespräche

Theologie im Fernkurs blickt auf den Katholikentag in Erfurt zurück



Neue Mitarbeiterin in der Verwaltung

Seit 1. März ist Verena Göpfert neue Mitarbeiterin bei Theologie im Fernkurs.



Zu den Quellen

Studienreise nach Rom im Februar 2024



Sola Fide – Mein Weg mit Theologie im Fernkurs

Miriam Penkhues schildert ihre Erfahrung mit Theologie im Fernkurs.



Das "Erfurter Modell"

Im Januar startet ein neuer 3-jähriger Begleitzirkel im Bistum Erfurt



Drei-Länder-Konferenz in Würzburg

Am 1./2. Juli fand das Treffen der drei deutschsprachigen Fernlehrinstitute für Theologie statt.



Debatten

Zur Relevanz der Theologie in gesellschaftlichen Diskursen und

Tagung des Freundeskreises von Theologie im Fernkurs



Neuer Lehrbrief im Pastoraltheologischen und Religionspädagogischen Kurs

Zwei neue Lehrbriefe erschienen



Buchempfehlung: **Braucht es Theologie?**

Überlegungen zu ihrer
gesellschaftlichen Relevanz

Musik als Theo-logie

Friedrich Nietzsche ist der Meinung, dass jemand, der das Christentum völlig verlernt hat, es in Bachs Matthäuspassion wie ein Evangelium hört. Für Nathan Söderblom sind die Vertonungen der Erlösungsgeschichte mit ihrem Höhepunkt bei J.S. Bach das „fünfte Evangelium“. Karl Barth ist da skeptischer. Für ihn ist Bachs Musik eine „unwiderstehlich sich aufdrängende hohe, ganz hohe Kunst, die als solche Respekt, Verständnis, Bewunderung in Anspruch nimmt, als solche sich selbst verkündigt. Sehen Sie, da sitzen meine Schwierigkeiten.“^[1] Kann Musik den Zugang zu Gott erschließen? Kann sie in gewisser Weise „Theo-logie“, Rede von Gott sein? Oder redet sie bestenfalls von sich selbst?

Mehr als Worte sagen können – Musik als elementares menschliches Ausdrucksmedium

Es besteht kein Zweifel daran, dass Musik ganz ursprünglich zum Menschsein gehört. Das kleine Kind, das zum ersten Mal „Mama“ ruft, hat schon eine kleine Terz gesungen und damit Musik gemacht. Wer eine frohe Nachricht erhalten hat, pfeift unwillkürlich eine frohe Melodie vor sich hin. Bei Begräbnisfeiern werden die Augen der Trauernden feucht, wenn die Musikkapelle einen Choral spielt. Mancher Mensch ist nicht fähig, seine Gefühle in Worte zu fassen, aber er setzt sich an die Orgel und improvisiert; und wer ihm zuhört, ahnt, was in seinem Herzen vorgeht. Musik kann mehr ausdrücken, als Worte sagen können.

Mehr als Worte sagen können – der unbegreifliche Gott

Von Gott glauben wir Christen, dass er unsere Worte und Begriffe übersteigt. Wenn wir Gott „Vater“ oder „Mutter“ nennen, dann meinen wir damit: Er hat Züge, die denen eines irdischen Vaters oder einer Mutter ähnlich sind. Aber zugleich ist er ganz anders als ein menschlicher Vater oder eine menschliche Mutter. Die Unähnlichkeit ist größer als die Ähnlichkeit. Alles Reden von Gott ist „analog“ – so nennen es Theologinnen und Theologen in ihrer Fachsprache.



Notenblatt; Bild: [Polette2](#)
auf [Pixabay](#)

Auch andere Religionen sind von der Überzeugung getragen, dass es eine Wirklichkeit gibt, die unsere vordergründige Erfahrungswelt übersteigt. Unser Reden und Begreifen kommt an seine Grenze. Kein Wunder, dass in allen Religionen Musik einen Platz hat – kann sie doch mehr ausdrücken, als Worte sagen können. Musik spricht von Gott, ist „Theo-logie“ ohne Worte, Hinweis auf eine Wirklichkeit jenseits unseres Sprechens und Begreifens.

Es ist nicht verwunderlich, dass die Hebräische Bibel auffordert, Gott zu loben mit Harfe und Leier, mit Trommel und Reigentanz (vgl. Ps 150). Und der Kolosserbrief ruft dazu auf, Gott Psalmen, Hymnen und geistliche Lieder zu singen (Kol 3,16).

Die theo-logische Dimension „weltlicher“ Musik

Musik ist Hinweis auf den Größeren, den Unbegreiflichen. Das gilt nicht nur für Musik in der Liturgie und für Vertonungen biblischer Stoffe, sondern auch für sogenannte „profane“ Musik.

- Anton Bruckner, dessen 200. Geburtstag wir dieses Jahr am 4. September feiern, hat nicht nur Messen und geistliche Chorwerke geschrieben, sondern auch sinfonische Musik. Wer seine Sinfonien hört, entdeckt in ihnen viel kraftvolle Vitalität, aber auch demütiges Sich-Zurücknehmen. Er spürt Freude an der Natur genauso wie das Ringen mit der Schrecklichkeit des Todes. Er erahnt dabei etwas von dem tiefsten Geheimnis, aus dem alles Leben, alle Energie, alles Frohe und Schöne, aber auch alles Schreckliche kommt, und in dem alles Furchtbare letzten Endes aufgehoben ist.

- Wer Schuberts „Winterreise“ hört, wird mit viel Schmerz, Enttäuschung, Verlassenheit und Einsamkeit konfrontiert. Vielleicht spürt er aber auch etwas davon – und sonst würde er wohl die Musik gar nicht hören wollen –, dass all das nicht das letzte Wort hat.

Wenn alle Dinge der Welt von Gott sprechen und ein Hinweis auf seine verborgene, geheimnisvolle Gegenwart sind, dann gilt das auch für die Musik. Wer nicht beim Äußerlichen und Technischen stehen bleibt, sondern sich im Inneren berühren lässt, für den kann nicht nur sakrale, sondern auch profane Musik zum Medium der Gottbegegnung werden. Im Grunde gibt es nichts rein Profanes; das sogenannte „Sakrale“ unterscheidet sich vom Profanen vielmehr dadurch, dass die Tiefendimension aller Dinge in stärkerem Maß ausdrücklich thematisiert und sprachlich artikuliert wird. Das „Sakrale“ ist wichtig und unersetzbar, weil sonst das Bewusstsein verlorengehen würde, dass Gott in allem zu finden ist.



Bachstatue Leipzig; Bild von [falco](#) auf [Pixabay](#)

Sakrale Musik – „Theologie in Noten“

Ist „profane“ Musik für einen religiös sensiblen Menschen oft ein verhaltener Hinweis auf eine transzendente Wirklichkeit, so bringt „sakrale“ Musik häufig sehr ausdrücklich und unmittelbar Glaubensinhalte zum Ausdruck.

- Im Credo der h-moll-Messe Bachs z.B. greift der Alt zu den Worten „Et in unum Dominum Jesum Christum“ (ich glaube an den einen Herrn Jesus Christus) genau die Melodie des Soprans auf; das dadurch entstehende kanonartige Gebilde drückt musikalisch die Wesensgleichheit des Sohnes mit dem Vater aus!

- In den Messen Bruckners kehrt im Credo das Motiv, mit dem der Komponist den Glauben an den Vater bekennt, beim Bekenntnis des Sohnes und des HL. Geistes exakt wieder: Bruckner zeigt mit musikalischen Mitteln, dass das

christliche Glaubensbekenntnis eine trinitarische Struktur hat!

Die Ambivalenz der Musik

Wenn von der Musik als Transzendenzverweis gesprochen wird, gilt es jedoch auch einige Einschränkungen zu machen. Karl Barth hat durchaus auch etwas Richtiges gesehen: Musik kann den Blick auf Gott auch verstellen. Der brillante Konzertorganist kann, wenn er einen Gottesdienst ohne liturgische Sensibilität begleitet, so sehr die eigene Virtuosität in den Vordergrund stellen, dass der Blick auf den Größeren, um den es im Gottesdienst geht, verlorengeht. Oder der schlechte Organist kann die ganze besinnliche Atmosphäre zerstören, zu der die Gottesdienstleiterin bzw. der Gottesdienstleiter mit ihren bzw. seinen Worten hinführen will.

Musik kann darüber hinaus missbraucht werden: Militärmusik dient nicht dazu, die Seele zu Gott zu erheben, sondern will Menschen gleichschalten, gefügig machen und ihre Aggressionen in eine gemeinsame Richtung lenken. Musik der rechtsradikalen Szene versteht es, Menschen zu fanatisieren. Musik ist nicht immer Hinweis auf den Größeren, Unverfügbaren, nicht immer „Symbol“ Gottes, sondern kann auch zum „Diabol“ werden, den Blick auf die Weite und Menschenfreundlichkeit Gottes verstellen und gott- und menschenfeindlichen Mächten dienen.

Ein Schatz in zerbrechlichen Gefäßen

Musik kann Transzendenzverweis sein. Doch im Musikbetrieb geht es oftmals sehr menschlich, ja „allzumenschlich“ zu. Mancher, der Musikerinnen bzw. Musiker verehrt und idealisiert, ist zutiefst enttäuscht, wenn er mitbekommt, wie viel Konkurrenz und Intrigen es unter ihnen gibt. Oder jemand versucht mit

Musikerinnen bzw. Musikern über deren Werk zu sprechen, das von ihnen gerade so berührend nahegebracht wurde, und ist enttäuscht, dass diese dazu nur etwas Banales und Technisches zu sagen wissen. Manche, die Musik komponiert haben, und manche Dirigentinnen bzw. Dirigenten, die mit ihrer Musik die Herzen der Menschen angerührt haben, waren in ihrem persönlichen Leben unausstehliche Menschen. Und doch waren sie Medium eines Größeren – ähnlich wie ja auch manche, die der Liturgie vorstehen, im Alltag nicht unbedingt die einfühlsamsten und glaubwürdigsten Seelsorgerinnen bzw. Seelsorger sind; und dennoch erahnen die Mitfeiernden in der Liturgie etwas von dem Gott, den diese Liturginnen bzw. Liturgen durch ihren Dienst bezeugen. Die menschliche Begrenztheit der „Ausführenden“ ist für Gott anscheinend kein Hindernis – trotz allem bringt er sich zum Ausdruck und bewegt die Herzen. Auch für die Musiker gilt, was Paulus von den Verkündigern sagt: Sie tragen einen Schatz in „zerbrechlichen Gefäßen“ (vgl. 2 Kor 4,7).

Konsequenzen für die kirchliche Praxis

Als ich einmal im Würzburger Dom einen Gottesdienst in der Fastenzeit hielt, improvisierte der Domorganist zum Einzug. Es waren vom ersten Akkord an ernste Töne, nicht traurig oder bedrückend, aber eindringlich und gewichtig. Die Orgel brachte zum Ausdruck: Es geht um etwas Wichtiges, dem du dich mit allem Ernst stellen solltest. Ich hatte den Eindruck: Ich brauche in meiner Einleitung gar nicht mehr viel zum Sinn der Fastenzeit zu sagen. Der Organist hat schon gepredigt.

Wenn Worte, Ritus und Musik eine solche Einheit bilden, ist das eine liturgische Sternstunde.

Man muss solche Erlebnisse nicht dem Zufall überlassen. Eine gute Abstimmung zwischen Kirchenmusikerinnen bzw. -musikern und Gottesdienstleiterin bzw. -leiter im Vorfeld ist kein Luxus. Wenn die Musizierenden rechtzeitig wissen, worauf es der Gottesdienstleitung ankommt und welche Gedanken diese im Gottesdienst nahebringen will, können sie sich darauf einstellen. Dann können beide so zusammenwirken, dass die liturgische Feier ein Ort der Gottbegegnung wird. Dann kann Musik in der ihr eigenen Art ohne Worte von Gott sprechen, „Theo-logie“ sein.

Dr. Helmut Gabel, geb. 1954 in Miltenberg, ist Domkapitular, Hochschulreferent der Diözese Würzburg und Vorstandsvorsitzender der Abbé-Vogler-Musikstiftung zur Förderung und Pflege der Kirchenmusik im Bereich der Diözese Würzburg. Für Theologie im Fernkurs verfasste er den Grundtext des Lehrbriefs 24 im **Grundkurs Theologie** zum Thema „Christliche Spiritualität“.

[1]Karl Barth, Brief an Hanni Strahtenwert, Basel, Karl-Barth-Archiv 9260.75.

Israel nach dem 7. Oktober 2023 – ein Erfahrungsbericht

Am 7. Oktober bin ich mit den Studierenden des Theologischen Studienjahrs an der Dormitio Abtei in der Wüste. Wir wandern die letzten sechs Tagesetappen des Israeltrails, eines Fernwanderweges, der das ganze Land von Galiläa bis Eilat von Norden nach Süden einmal durchzieht. Am vierten Tag, zur Halbzeit, legen wir einen „Wüstentag“ ein, an dem wir nicht wandern. Wir sind kurz hinter dem Ort Timna. Es ist der 7. Oktober. Jeder und jede sucht sich seinen Ort, um für sich zu sein. Unser Guide und ich bleiben am Schlafplatz, um auf das Gepäck aufzupassen. Ich bleibe auch, um zur Verfügung zu stehen, falls jemand die Stille nicht aushält, falls jemand reden möchte. Gegen 10:00 spricht mich einer unserer Studierenden an. Er hat im Internet irgendetwas über einen Überfall aus Gaza auf Israel gelesen. Ich beruhige, wiegle ab. Erst einmal abwarten. Keine vorschnellen Schlüsse ziehen. Gaza ist weit weg. Der Student geht. Ein Jeep der Parkbehörde kommt – sucht nach dem oder der Gruppenverantwortlichen. Erste stichhaltige Informationen. Wir sollen Kontakt halten. Unser Guide und ich klettern auf umliegende Hügel auf der Suche nach ausreichend Internet. Erst allmählich wird uns das Ausmaß des Geschehens klar. Die Studierenden informieren, die Verwandten in Deutschland beruhigen.



Wandertour durch die Wüste; Bild: privat

Wir haben unsere Tour dann fortgesetzt. Wo wir sind, sind wir so sicher wie irgend möglich. Zwei Studierende, die krankheitsbedingt in Jerusalem geblieben sind, werden Zeugen des Beschusses der Hamas auch auf Jerusalem während der ersten Tage. Der Iron Dome, das israelische Abwehrsystem, fängt alles ab. Nach unserer Rückkehr kommt es noch ganze dreimal zum Beschuss. Geschlossene Geschäfte. Das Semester an den israelischen Universitäten auf unbestimmte Zeit verschoben, weil die meisten Studierenden und jüngeren Dozierenden als Reservisten eingezogen worden sind. Die Westbank weitgehend abgeriegelt. Angestellte der Abtei können die Checkpoints nicht passieren. Ich selbst fahre für einige Wochen nicht nach Betlehem oder Ramallah. Gedrückte Stimmung. Währenddessen greift Israel die Hamas im Gazastreifen an, macht weite Teile des Gazastreifens dem Erdboden gleich. In dem Maße, in dem der Beschuss aus dem Gazastreifen nachlässt, „normalisieren“ sich die Zustände in Jerusalem – auch andernorts im Land. Nicht im und um den Gazastreifen, nicht im Norden. Ab kurz vor Weihnachten kann man in Jerusalem beinahe beginnen zu vergessen, dass Krieg herrscht. Man könnte. Wenn man nicht Freunde auf beiden Seiten hätte.

Israel/Palästina ist ein zerrissenes Land. Der Krieg vertieft die Gräben. Einige ganz persönliche Begegnungen mögen vielleicht einige Schlaglichter darauf werfen: Ein Kollege an der Hebrew University

hat Freunde, die einen Sohn haben, der auf dem Outdoor Rave bei Re'im war und unter den Geiseln ist. Freunde – besatzungskritisch und engagiert im interreligiösen Dialog – haben eine Tochter, die denselben jungen Mann ebenfalls kennt, weil sie mit einem Bruder oder einer Schwester in dieselbe Klasse geht. Auch in Israel/Palästina ist die Welt klein. In den Nächten nach dem 7. Oktober verrammelt sie die Fenster ihres Schlafzimmers – der Palästinenser im unmittelbar benachbarten Ostjerusalem wegen. Dass es in ihrem Viertel, in Abu Tor, noch nie zu Übergriffen gekommen ist, beruhigt sie nicht. Wenn sie die Schule abgeschlossen hat, will sie für den Militärdienst in eine Kampfeinheit. „She takes it personal“, so ihre Mutter. Der Bruder ist bereits beim Militär, nach der Grundausbildung als Sanitäter auch in Gaza. Bei einem Einsatz, zu dem er sich freiwillig meldet und nicht ausgewählt wird, gibt es unter den Soldaten der Einheit Tote. Angst der Eltern um den Sohn.

Eine Freundin, die ich kurz nach dem 7. Oktober besuche, hat nahe Verwandte in einem der von der Hamas überfallenen Kibuzzim verloren. Sonst ein Ort für Verwandtenbesuche in den Sommerferien. Ein Geschehen, von dem sie Details lieber gar nicht wissen will, über das ein überlebendes Familienmitglied sagt, frag lieber nicht nach. Mich fragt sie dann, ob es unter meinen palästinensischen Freundinnen und Freunden auch nur eine oder einen gäbe, die oder der die Taten der Hamas am 7. Oktober verurteilt. Ich sage: Unter meinen Freunden – alle. Sie sagt: Dann gibt es ja noch Palästinenser, mit denen man reden kann. Ich: Aber sie verurteilen auch den Angriff Israels auf Gaza, die vielen Toten.

Wenn ich palästinensische Freunde besuche, gleichgültig ob in Israel, in Ost-Jerusalem oder in den Autonomiegebieten in der Westbank, läuft Al Jazeera – Tote und Zerstörung in Endlosschleife. In der Haaretz, die vielen Israelis als links oder zu links gilt, haben die entführten und die toten Israelis ein Bild, einen Namen und eine Geschichte. Auf der Seite der Palästinenser scheinen Namen und Einzelschicksale hinter der irrsinnig hohen Zahl der Toten zu verschwinden. In Israel liest eine Minderheit Haaretz, niemand sieht Al-Jazeera. Einer befreundeten Palästinenserin mit israelischer Staatsbürgerschaft, die ich lange nicht gesehen habe, begegne ich auf einer Veranstaltung der Friedrich-Ebert-Stiftung im Juni. Sie begrüßt mich mit den Worten: Wie sollen wir unter ihnen (d.h. der jüdischen Mehrheitsbevölkerung Israels) jetzt – angesichts der vielen Toten, Verwundeten und Obdachlosen, angesichts der Perspektivlosigkeit in Gaza – noch leben?

Das Gespräch bei einem Abendessen im Haus einer Freundin – alle außer mir jüdische Israelis, mehrere haben Kinder im Militär – dreht sich um die Folgen des Krieges für die wegen des Beschusses durch die Hisbollah aus dem Libanon aus dem Norden Evakuierten, die auf absehbare Zeit nicht in ihre Häuser zurückkehren können, und um die Folgen des Krieges für die Wehrpflichtigen, viele von ihnen gerade mit der Schule fertig, junge Menschen, die nach einem Einsatz nicht zuerst den Partner oder die Partnerin anrufen, sondern die Mutter. Vom Schicksal der palästinensischen Zivilbevölkerung, von denen viele seit Monaten in Zelten leben, die in ihre Häuser nicht werden zurückkehren können, weil sie nicht mehr stehen, ist man persönlich deutlich weniger tangiert und spricht man nicht.

Während praktisch jeder Israeli jemandem persönlich begegnet ist, der in einem der von der Hamas überfallenen Kibuzzim lebte, der den von der Hamas überfallenen Outdoor Rave bei Re'im besuchte, der als Soldat in Gaza war oder der aus dem Norden evakuiert wurde, besteht zu den Bewohnern von Gaza, die Gaza nicht verlassen können, nur mittelbarer Kontakt. Palästinensische Freunde und Bekannte sind mit Freunden und Verwandten in Gaza soweit es eben geht und nur über Handy und soziale Medien in Kontakt. Das gilt auch für den Direktor der Dar-El-Kalima-Universität in Betlehem, die eine Zweigstelle in Gaza hat. Der Kollege, den er zu einer geplanten Lehrveranstaltung im Theologischen Studienjahr aus Gaza online gerne zugeschaltet hätte, hat sein Haus und seine Bibliothek bei einem Raketenangriff

verloren. Die Sorge um diesen und um andere Kollegen, das Bemühen, die von ihnen empfangenen Nachrichten und Bilder einem breiteren Publikum zugänglich, ihre Stimme hörbar zu machen, lässt für die geplante Lehrveranstaltung keinen Raum. Bilder aus Gaza sind zwangsläufig immer Bilder von Betroffenen, aber keine neutrale Berichterstattung, der dann schnell mangelnde Unabhängigkeit unterstellt wird. Aber ist hier irgendeine Berichterstattung neutral?

Eine Kollegin an der Hebrew University erzählt von einer Promovendin, die des Postings eines Koranzitates wegen, mit dem sie in keiner irgendwie erkennbaren Weise auf die Taten der Hamas Bezug nimmt, von der Universität verwiesen werden soll. Eine Anhörung oder ein transparentes Verfahren wird es nicht geben. Die Kollegin versucht zu intervenieren. Ich höre ähnliches von anderen Kollegen. Manche Medien – wie die Haaretz – berichten von Vorfällen dieser Art.

Der Krieg ist auch ein Krieg der Narrative. Viele Israelis – auch in meinem Freundes- und Bekanntenkreis – erlebten den 7. Oktober als ein Pogrom, als ein Wiedererwachen von in einer langen Geschichte des Antisemitismus und in der Shoa wurzelnden Ängsten, als einen Verlust eines Sicherheitsgefühls, das – entgegen eines Versprechens, das über alle politischen Lager hinweg verband – auch der Staat nicht länger zu gewährleisten in der Lage ist. Palästinenser erleben eine Neuauflage der Nakhba, der mit Tod und Vertreibung einhergehenden „Katastrophe“ der Staatsgründung Israels von 1948 – oder deren Fortsetzung, eine Erinnerung daran, dass die Nakbah nie zu Ende war.

Wenige Wochen nach dem 7. Oktober halten Bashir Bashir und Amos Goldberg einen lang geplanten Gastvortrag im Theologischen Studienjahr. Sie sind Co-Herausgeber eines Buches unter dem Titel „The Holocaust and the Nakba: A New Grammar of Trauma and History“, das für die Anerkennung der Traumata der jeweils anderen wirbt, nicht um sie gleichzusetzen, sondern um die Basis für ein gemeinsames Narrativ zu schaffen. Kontrovers selbst in einer weniger angespannten Situation. Der Vortrag findet auf Wunsch der Vortragenden nur vor einem ausgewählten Publikum statt.

Mein Blick auf Israel und Palästina ist ein gebrochener – abhängig von den Zufälligkeiten persönlicher Kontakte. Manches weiß auch ich, die ich im Land lebe und es nach dem 7. Oktober nicht langfristig verlassen habe, nur aus der Presse: Die massive Zunahme gewaltsamer Ausschreitungen von Siedlern gegenüber Palästinensern im Schatten des Gazakrieges spielt sich in der Westbank an Orten ab, die ich aus diesem Grund meide. Sie sind – wieder in der Haaretz oder im +972-Magazine – gut bezeugt. Konsequenzen haben sie selten. Anhänger der aktuellen israelischen Regierung, von denen nicht wenige die vollständige Vertreibung der Palästinenser und die Annexion der Westbank fordern, zählen ebenso wenig zu meinem persönlichen Freundeskreis wie Anhänger der Hamas. Brüche kennzeichnen die Gesellschaft hier. Brüche kennzeichnen den Blick selbst noch auf das Leid, eigenes und fremdes.

Eine internationale Öffentlichkeit, die selbst nicht unmittelbar betroffen ist, muss nicht für Israel oder Palästina Partei ergreifen, aber sie darf dem Leiden der Betroffenen nicht neutral gegenüberstehen. Die Heimkehr der Geiseln und ein Ende des Sterbens in Gaza könnte akutes Leiden beenden. Mit diesem notwendigen ersten Schritt ist der Konflikt nicht beendet. Das Leid der anderen anzuerkennen wäre ein zweiter Schritt. Eigenes Leid schafft keine günstige Ausgangssituation für die Anerkennung des Leides derer, die wir auf die ein oder andere Weise für dieses Leid verantwortlich machen. Aber längst nicht alle Palästinenser und Palästinenserinnen heißen das Vorgehen der Hamas gut, und die israelische Gesellschaft ist gegenüber der eigenen Regierung und ihrer mangelnden Bereitschaft, um der Geiseln willen einem Waffenstillstand zuzustimmen und in Verhandlungen einzutreten, gespalten. Den gebrochenen Blick auf das eigene und das Leiden der anderen anzuerkennen, heißt auch anzuerkennen,

dass alles Leiden einen Kontext hat. Weder für Israelis noch für Palästinenser begann alles am 7. Oktober. Deutschlands zu Recht vielbeschworene besondere Verantwortung kann nicht nur Israel, sondern muss auch Palästina gelten. Wie die Shoah deutsche Geschichte ist, ist sie Teil der Vorgeschichte der Nakhba. Dass uns Bashir Bashir und Amos Goldberg nach dem 7. Oktober baten, ihren Vortrag über Shoa und Nakbah als die identitätsbestimmenden Traumata zweier Hälften einer Gesellschaft nicht öffentlich anzukündigen, sagt viel über die aktuelle Stimmung im Land. Diese Sprachlosigkeit darf nicht das letzte Wort haben.

In der vergangenen Woche betrat ich zufällig eine Buchhandlung in Paris. Unter den ausgelegten Büchern zählte ich drei oder vier, die sich mit dem 7. Oktober beschäftigen. Die Deutung der Geschichte, die am 7. Oktober begann, hat längst begonnen – lange bevor sie Geschichte ist. Gegen die Sprachlosigkeit gilt es jetzt ein Narrativ zu finden, das auch Raum für gebrochene Blicke auf diese Geschichte hat.

Prof. Dr. Johanna Erzberger (geb. 1976) ist Alttestamentlerin. Seit 2019 leitet sie als Dekanin das **Theologische Studienjahr an der Dormitio-Abtei in Jerusalem**. Als Inhaberin des Laurentius-Klein-Lehrstuhls für Biblische und Ökumenische Theologie am Theologischen Studienjahr Jerusalem ist sie zugleich Professorin der Päpstlichen Universität Sant'Anselmo in Rom, mit der das Studienjahr akademisch verbunden ist. Sie studierte in Mainz, im Theologischen Studienjahr in Jerusalem und Münster Katholische Theologie sowie Germanistik und Philosophie und promovierte an der Universität Salzburg. Erzberger war in universitären Forschungs- und Lehrinrichtungen in Kassel, Münster, Paris, Pretoria, Cardiff, Ramat Gan und Bochum tätig. Als Wissenschaftliche Referentin am Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz von 2009-2012 arbeitete sie an der Revision der Einheitsübersetzung mit.



Bild: privat

Brigitta Gerhart in den Ruhestand verabschiedet

In die Freistellungsphase der Altersteilzeit ist am Montag, 18. März, Brigitta Gerhart, Verwaltungsangestellte im Dienst von „Theologie im Fernkurs“, verabschiedet worden.

29 Jahre lang war sie im Dienst des Bistums Würzburg. Die Kolleginnen und Kollegen der gesamten Domschule Würzburg sowie einige ehemalige Mitarbeitende dankten Gerhart für die schöne gemeinsame Zeit. In einem bewegenden Video kamen wichtige Stationen und Eindrücke aus dem Arbeitsleben Gerharts nochmals vor Augen. Den Dank des gesamten Teams unterstrich großer Beifall aller Anwesenden. Akademiedirektor Dr. Rainer Dvorak stellte die gewissenhafte und geduldige Art heraus, mit der Gerhart viele Jahre die Fernstudierenden telefonisch und per E-Mail beraten und ermutigt habe. Für die Mitarbeitervertretung (MAV) des Bistums Würzburg kam Gabriele Flügel und erwähnte in ihrer Ansprache mit Bezug auf den Schriftsteller Hermann Hesse den Zauber, der jeder Veränderung und jedem Abschied innewohne, sowie die Chancen, die neue Lebensabschnitte mit sich brächten. Dr. Stefan Meyer-Ahlen, Leiter von „Theologie im Fernkurs“, dankte Gerhart für ihren unermüdlichen Einsatz und betonte ihre stets einfühlsame, hilfreiche und präzise Art, die den Fernstudierenden über viele Jahre das Ankommen in den Kursen von „Theologie im Fernkurs“ erleichtert habe.



Verabschiedung von
Brigitta Gerhart; Bild:
Maximilian Sitzmann



Rede Akademiedirektor
Dr. Dvorak; Bild:
Maximilian Sitzmann



Verabschiedung Brigitta
Gerhart; Bild: Maximilian
Sitzmann

Pressestelle Bistum Würzburg

PV-Anlage auf einem Großdenkmal – Ein Blick auf das Dach unserer Nachbarinnen

Photovoltaik-Anlagen (PV-Anlagen) spielen eine wichtige Rolle bei der zukünftigen Energieversorgung. Dafür werden sie auch auf denkmalgeschützten Gebäuden, wie dem Mutterhaus der **Schwwestern des Erlösers in Würzburg** installiert. Wir haben uns dieses zukunftsweisende Großprojekt in unserer Nachbarschaft von einer Expertin erklären lassen: Frau **Prof. Dr. Judith Sandmeier**, Referatsleiterin für kommunale Denkmalkonzepte im **Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege** und Professorin am **Institut für Architektur und Bauwesen** der Technischen Hochschule Augsburg. Das Interview führte **Martin Grimm**.



Dachfläche des Klosters der Schwestern des Erlösers; Bild: Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege

Frau Prof. Dr. Sandmeier, Sie sind Expertin für städtebauliche Denkmalpflege und Referatsleiterin im Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege. Sie haben von Seiten des Denkmalschutzes das Projekt begleitet. Was genau war Ihre Rolle in diesem Prozess?

Es war relativ schnell klar, dass die Idee der Erlöresschwwestern, auf ihrem Mutterhaus eine Solaranlage zu installieren, ein größeres, herausforderndes Projekt wird. Es wurde, nach den ersten Sondierungen des Landesamts für Denkmalpflege, des Baureferats der Stadt Würzburg und der Erlöresschwwestern klar, dass sehr unterschiedliche Perspektiven und Standpunkte eingenommen wurden. Darum wurde ein sog. „kommunales Denkmalkonzept“ angestoßen. Dabei setzen sich die betreffenden Parteien an einen Tisch und versuchen, ein so komplexes Problem gemeinsam zu lösen, und zwar bevor das formelle Verfahren beginnt. Dieses Konzept hat also erst einmal keine formelle Bindungswirkung. Und da komme dann ich ins Spiel. Ich bin nämlich die zuständige Referatsleiterin für die kommunalen Denkmalkonzepte in Bayern.

Wie muss man sich diesen komplexen Prozess dann vorstellen, um zu einer innovativen Lösung zu kommen?

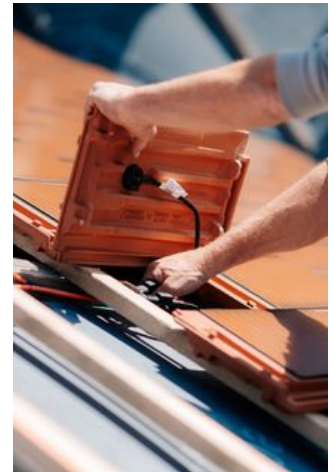
Wir haben zunächst geschaut: Was haben die Erlöresschwwestern geplant? Lässt sich das mit dem Denkmalschutz vereinen? Was möchte die Stadt Würzburg?

Denn die Stadt Würzburg ist natürlich bestrebt, gleiche Voraussetzungen für alle Eigentümerinnen und Eigentümer in der Stadt zu schaffen. Das heißt, die Stadt Würzburg hat da einen größeren Blick auf die Sache, nicht nur auf dieses Einzelprojekt. Der Stadt ging es auch im ganzen Prozess immer darum, Leitlinien für das gesamte denkmalgeschützte Ensemble der Würzburger Altstadt zu finden.

Wir hatten das Ziel, eine wirklich vorbildhafte Lösung zu suchen, die zeigt, dass es möglich ist, auf einem sehr hohen Niveau diese Themen – Denkmalschutz und erneuerbare Energien oder Ressourcenschonung – zu vereinigen. Und wir sind nicht in den Prozess reingegangen und wussten schon, wie das geht, sondern wir waren auf der Suche nach guten Lösungen, haben gerungen und gestritten und haben am Ende viel dazugelernt. So haben wir insgesamt sieben Varianten untersucht, was u.a. die Leistungsfähigkeit der Anlagen, die Gestaltung, die Finanzierbarkeit und die Wartung angeht. Wir haben uns dann in diesem Prozess angenähert. Und das Besondere an Würzburg ist tatsächlich, dass aus den vielen unterschiedlichen Interessen und Perspektiven dann ein Prozess wurde, wo alle sehr produktiv – natürlich auch mit den eigenen Interessen im Hintergrund – mitgearbeitet haben und man sich am Ende diese gemeinsame Lösung tatsächlich zusammen erarbeitet hat. Damit sind wir sehr zufrieden.

Da spricht vieles für den Vorbildcharakter des Projekts. Das hängt, wenn ich das in der Berichterstattung richtig gelesen habe, unter anderem mit einer Novellierung des Denkmalschutzgesetzes zusammen. Warum war eine Nutzung von PV-Anlagen auf denkmalgeschützten Gebäuden in Bayern bisher nicht möglich?

Die Anlage wäre tatsächlich auch schon vor der Gesetzesänderung möglich gewesen. Es ist nämlich definitiv nicht so, auch wenn es in der Presse häufig so klingt, dass vor der Gesetzesänderung Solaranlagen auf Denkmälern oder in der Nähe von Denkmälern verboten waren. Das ist ein Irrglaube. Wir haben in den letzten zehn Jahren Solaranlagen auf Denkmälern und in der Nähe von Denkmälern genehmigt. Allerdings war es in der Vergangenheit so, dass es schon gereicht hat, wenn sog. gewichtige Gründe des Denkmalschutzes gegen eine Installation einer PV-Anlage gesprochen haben, um die Abwägung eher für den Denkmalschutz und gegen eine Anlage zu treffen. Mit der Gesetzesänderung ist es jetzt so, dass grundsätzlich diese Abwägung energiewendefreundlich vorgeprägt ist. Das bedeutet, dass wirklich sehr gewichtige Gründe dagegen sprechen müssten, um eine Anlage zu versagen.



Solarziegel; Bild:
Bayerisches Landesamt für
Denkmalpflege

Frau Prof. Dr. Sandmeier, wenn von PV-Anlagen gesprochen wird, denke ich sofort an diese schwarzen Module. Die sieht man bei den Erlörschwestern nicht. Warum nicht?

Es gibt ja verschiedene Solarlösungen. Es gibt die sogenannten additiven Anlagen, also Aufbauanlagen, die Sie zusätzlich auf die Dachhaut aufschrauben, so wie Sie es meist bei Einfamilienhäusern sehen. Die müssen nicht immer schwarz sein. Die gibt es, v.a. im europäischen Ausland, auch in anderen Farben, z.B. rot. Da wächst langsam der Gedanke, dass eine Solaranlage – nicht nur im Denkmal, sondern auch beim Neubau – zu einem gestalteten Bauteil am Gebäude wird. Sie ist nicht irgendwie eine additive Anlage, die halt auch noch darauf kommt, man plant das also mit. Und dann gibt es, neben diesen additiven Anlagen, die integrierten Anlagen, die teilweise die Dachhaut ersetzen. Manchmal sind es sogar ganze Systeme, die die wetterführende Schicht bilden.

Die Solarziegel, die jetzt in Würzburg verbaut sind, sind tatsächlich eine der schicksten Sonderlösungen im Bereich integrierter Anlagen, die wir momentan in Bayern haben. Wir hatten in Würzburg die Herausforderung, dass wir auch in sichtbaren, also von öffentlichen Straßen und Plätzen für den Fußgänger einsehbaren Bereichen diese Solaranlagen verbauen wollten. Sie mussten folglich denkmalverträglich sein. „Denkmalverträglich“ bedeutet, dass sie sich in der Gestaltung an das Gebäude

anpassen. Das muss nicht immer der „Solar-Biber“ oder die Solarziegel sein, wie es jetzt bei den Erlörschwestern ist. Das kann auch eine konventionelle Anlage sein.

An anderen Orten in Bayern haben wir das schon, aber nicht in dieser Dimension. Die Anlage bei den Erlörschwestern ist tatsächlich die größte Solaranlage, die wir bisher mit Solarziegeln gefördert haben. Wir haben das Projekt seitens des Landesamts auch deswegen gefördert, weil es insofern einen großen Innovationswert hat.



Solarziegel werden auf dem Dach des Klosters der Erlörschwestern gelegt; Bild: Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege

Diese Anlage ist also auch ein Stück weit ein Experiment für Sie in der Größenordnung. Was ist das Innovative am Projekt der Schwestern des Erlörs in Würzburg? Was erhoffen Sie sich davon?

Ja, es ist ein Experiment, aber es ist kein unkalkulierbares Experiment. Zurzeit ist viel Dynamik im Markt der erneuerbaren Energien, sodass auch viele Produkte auf den Markt kommen, die hochexperimentell sind. Da muss gut auf Wartung, Pflege, Reparatur und Lebensdauer/Haltbarkeit geachtet werden. Bei den Solarziegeln, die jetzt in Würzburg verbaut wurden, ist es so, dass wir den Vorteil haben, dass wir noch ein klassisches Trägermaterial haben. Wir haben die gebrannten Ziegeln als ganz klassisches Dachdeckungsmaterial. Mit dem hat die Menschheit seit 600 Jahren Erfahrung. Und wir wissen, dass Ziegeln als Wetterschutz gut auf Dächern funktionieren und wie sie sich bei verschiedenen Temperaturen verhalten. Diesen ganzen Erfahrungshorizont können wir schon als Grundlage mitnehmen.

In dieser Ziegel ist das Solarmodul integriert. Das ist sozusagen die Neuerung und das ist auch das, was noch keine hohen Erfahrungswerte deutschlandweit hat. Die bisherigen Anlagen dieser Art sind alle so zwei bis drei Jahre alt und wir haben dementsprechend viel weniger Erfahrung, als mit den klassischen Solaranlagen, von denen Sie sprechen. Die werden schon seit 30-40 Jahren verbaut. Da ist der Erfahrungswert viel höher.

Eine so große Anlage mit Solarziegeln bringt uns den Vorteil, dass wir jetzt echtes Monitoring durchführen können. Die Anlage kann beobachtet werden, es werden statistische Zahlen über den Ertrag und die Erfahrungen bezüglich der Haltbarkeit gewonnen. So ist ein Vergleich mit anderen Anlagen möglich. Beim Thema Verschattung ist die jetzige Lösung zum Beispiel deutlich besser als andere Anlagen. Wenn sie eine klassische Anlage haben und die ist teilweise verschattet und vielleicht auch noch in Reihe geschaltet, dann kann es sein, dass sie aufgrund der Verschattungssituation über eine ganze Panellänge keine Erträge haben. Bei den Ziegeln ist es so, dass vielleicht ein oder zwei Ziegeln ausfallen, aber nicht eine ganze Reihe. Es ist jetzt möglich, diesen augenscheinlichen Vorteil zu überprüfen, ob der sich langfristig auswirkt. Das kann man natürlich nur unter Realbedingungen. Und diese Realbedingungen haben wir jetzt. Das ist tatsächlich auch ein Grund, warum wir die Anlage relativ hoch gefördert haben, sodass sie für die Erlörschwestern auch wirtschaftlich sein kann. Wir erhoffen uns, dass wir langfristig Erkenntnisse für andere Projekte gewinnen und anwenden können.

Sie haben bereits erwähnt, dass die Größenordnung dieser Anlage ziemlich einmalig ist. Ich habe gelesen, 20.000 Solarziegel seien verlegt worden. Können Sie das irgendwie ins Verhältnis setzen oder einen Vergleich ziehen zu einer „normalen“ PV-Anlage?

Insgesamt wurden ca. 19.000 Solarziegel verlegt. Das hat sich im Prozess ergeben, wie viele möglich

sind einzudecken. Wenn man annimmt, dass ein Einfamilienhaus ca. 60m² nutzbare Dachfläche hat, dann ist die Anlage der Schwestern des Erlösers vergleichbar mit ca. 25 Einfamilienhäusern. Die Leistung der Anlage mit ca. 150kWpeak (Höchstleistung in Kilowatt) ist vergleichbar mit ca. 15 Einfamilienhausanlagen mit klassischen, nicht denkmalgerechten Modulen. Damit liegt die Anlage auf dem Kloster im guten Mittelfeld. Mit einer klassischen Anlage hätte man natürlich deutlich mehr ernten können. Allerdings – und das ist der Punkt – müssen Sie sich auch überlegen, was Sie mit diesem Strom machen. Da eine Einspeisung ins Stromnetz derzeit wenig rentabel ist und ein Vorortverbrauch im Sinne einer Quartierslösung juristisch noch extrem schwierig, hätten die Schwestern eine zusätzliche Speicherlösung benötigt. Die Erlöserschwestern können den Ertrag, den sie jetzt auf dem Dach ernten, tatsächlich eins zu eins verbrauchen. Sie brauchen keinen zusätzlichen Speicher. Das ist auch ein Vorteil im Sinne der Nachhaltigkeit, denn auch Speicher sind teuer und verbrauchen bei der Herstellung viele Ressourcen und Material.

Wenn man deutschlandweit schaut, gibt es ja schon längere Zeit große Projekte, wo sogar auf Kirchendächern große PV-Anlagen installiert sind. Ist das etwas, womit man in Zukunft rechnen muss?

Es gibt, z.B. in Sachsen, wie Sie richtig sagen, bereits Anlagen, die auf Kirchendächern installiert sind. Trotzdem ist Bayern im deutschen Vergleich auf diesem Gebiet relativ innovativ. Dazu trägt die Gesetzesänderung vom Juli 2023 sicher bei. Dadurch hat sich die Genehmigungspraxis bei den Solaranlagen natürlich insofern geändert, dass wir mehr Anträge bekommen und dass wir auch qualifizierter über Einzelprojekte diskutieren. Denn wir haben jetzt auch die Möglichkeit, solche guten Lösungen höher zu fördern.

Auf Zukunft hin gesehen, gehen wir davon aus, dass die Solaranlage früher oder später zu einem selbstverständlich gestalteten Bauteil auch im Bestand wird. Nur eben diese Frage der Gestaltung, die sollten wir uns nicht zu leicht machen. Das ist auch im Sinne der allgemeinen Stadtentwicklung. Es geht darum, im Sinne der sozialen Verträglichkeit so zu agieren, dass man am Ende noch einen Stadtraum hat, in dem man sich wohlfühlen kann und nicht nur offensichtlich von Technik umgeben ist. Ein Gebäude darf also nicht komplett mit einer technischen Anlage überformt werden.

Das ist ein gesellschaftlicher Entwicklungsprozess, den wir gemeinsam diskutieren und so zu guten Lösungen kommen müssen. Der denkmalgeschützte Gebäudebestand wird nur erhalten werden können, wenn er genutzt wird. Und er wird nur genutzt werden können, wenn er für die Nutzer attraktiv bleibt. Von daher gehören solche Lösungen sehr sicher zur Zukunft.



Solarziegel auf dem fertigen Dach; Bild: Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege

Wir haben mit dem Kloster zum einen natürlich ein denkmalgeschütztes Gebäude, das in das

Gesamtensemble von Würzburg hineinpasst, zum anderen aber auch ein kirchliches Gebäude. Mit dem Blick aus meinem Bürofenster habe ich mir gedacht: Könnte ich mir vorstellen, auf das Dach eine PV-Anlage zu installieren? Welche Spezifika gibt es bei kirchlichen Gebäuden zu beachten – welche Chancen und Herausforderungen bestehen?

Häufig wird die Diskussion auf Kirchen zugespitzt, weil diese Symbolbauten sind. Sie stehen für ganz viel Kulturgeschichte, gehören im Kern zur Orts- oder Stadtgeschichte dazu. Zudem scheinen die großen Kirchendächer natürlich auch erst einmal sehr geeignet, weil sie so frei stehend und so gut ausgerichtet sind. Und die Kirchen wollen natürlich aus dem Schöpfungsverständnis heraus etwas gegen den Klimawandel und für den Umweltschutz tun.

Trotzdem wäre ich an dieser Stelle vorsichtig. Zum Ersten ist immer die Frage zu stellen: Was für eine Nutzung ist in dem Gebäude und was kann mit diesem Strom, der auf dem Gebäude geerntet wird, versorgt werden? Kirchen haben jedoch keinen durchgehenden Strombedarf. Zum Zweiten ist zu beachten, dass sich ein Kirchendach in einer Höhe von gut 20m befindet. Damit gehen entsprechende Aufwendungen bei Gerüststellung, Wartung und Installation einher. Gerade auch die Themen Verankerung und Windsicherheit spielen da eine wichtige Rolle. Bei Domen und Münstern, die so wie so einen sehr hohen Wartungsbedarf haben, wäre das eine nicht unerhebliche Zusatzbelastung. Ein Drittes ist bei Bestandsbauten natürlich immer die Vorsicht, keine Bauschäden am Objekt zu verursachen. Es wäre nicht im Sinne der Nachhaltigkeit, wenn zum Beispiel die Tragkonstruktion Schaden nimmt und am Ende gar kein intaktes Dach mehr da ist.

Diese beispielhaften Kriterien vor dem Hintergrund betrachtet, dass man den Strom, der da oben erwirtschaftet wird, vielleicht gar nicht in der Masse braucht oder verbrauchen kann, können die Sinnhaftigkeit einer PV-Anlage auf einer Kirche zurzeit in Frage stellen. Das sind jedoch immer Einzelbetrachtungen. In zehn Jahren kann die Lage – mit einer besseren Infrastruktur zur Verteilung der Energie oder Leichtbausystemen, die minimalinvasiv sind und kaum in die Bauphysik eingreifen – völlig anders aussehen. Da sind aber noch einige Schritte zu gehen und Herausforderungen zu meistern. Das muss in den nächsten Jahren einfach wachsen. Deswegen sind aber natürlich die Investitionen der ganzen Einzeleigentümer in Solaranlagen trotzdem sinnvoll.

Zum Abschluss wüsste ich gern von Ihnen, was Sie sich in diesem Bereich für die nächsten vier bis fünf Jahre an Entwicklungen wünschen.

Ich möchte es an einem Beispiel erklären: Kamine zum Beispiel sind zu einem sehr selbstverständlichen Bestandteil im Ortsbild geworden. Wenn wir zum Fenster hinaus schauen, sieht jeder mindestens vier oder fünf Kamine. Auch das war einmal eine Änderung, dass Teile des Daches eine neue Funktion übernahmen. Und die mussten auch integriert werden, sind aber heute so gut wie selbstverständlich. Jeder Handwerker kann ihnen mehrere Techniken anbieten, wie ein Kamin ausgeführt wird in verschiedensten Situationen. Ich hoffe darauf, dass es zu einer handwerklichen Kunst wird, Solaranlagen zu installieren. Ich hoffe, dass wir die Solaranlage als ein selbstverständlich gestaltetes Bauteil betrachten; dass Qualität und eine Bandbreite an gut gestalteten Lösungen für uns zur Verfügung stehen. Die Denkmäler sind, sozusagen als die „Königsklasse“ der Bestandsbauten, eine gute Möglichkeit, das auszuprobieren und zu fördern. Dadurch wird Fortschritt nicht gehemmt, sondern am Ende können mehrere Lösungen angeboten werden, die der Nachhaltigkeit dienen.



Quelle: Theologie im Fernkurs

Vielen Dank für diese hoffnungsvolle Zukunftsvision zum Abschluss sowie für Ihre Zeit und Ihre fundierten Auskünfte.

Neues von der eLernplattform

Übung zur Erstellung einer Hausarbeit

Für den Abschluss der Kurse **Basiswissen Theologie**, **Grundkurs Theologie** und **Aufbaukurs Theologie** erbringen die Fernstudierenden jeweils die Prüfungsleistung "Hausarbeit". Die Fernstudierenden, die ihren ersten Kurs bei uns belegen, haben teilweise noch nie eine wissenschaftliche Arbeit geschrieben oder es liegt schon eine längere Zeit zurück. Gerade formale Kriterien wie z.B. das Zitieren oder die Gliederung, die neben den inhaltlichen Kriterien auch zu einem kleineren Teil in die Beurteilung einfließen, geben immer wieder Anlass zu Nachfragen. Für die Fernstudierenden steht im Bereich der Prüfungen in ihrem Kurs nun eine Übung zur Erstellung einer Hausarbeit zur Verfügung, die häufig auftretende Unsicherheiten der Prüflinge aufgreift und zur Vorbereitung auf die Prüfungsleistung Hausarbeit genutzt werden kann.

Die Übung startet mit einem einführenden Video von der für das Prüfungswesen zuständigen Studienleiterin. Die Fernstudierenden erhalten wertvolle Tipps zur Materialsammlung bzw. Literaturrecherche und die Übung erklärt, wie man gefundene Quellen als für eine wissenschaftsorientierte Hausarbeit geeignet identifiziert. Es folgt ein Selbsttest zum theoretischen Wissen über das Zitieren. Dann können die Fernstudierenden die korrekte Zitierweise üben. Dazu werden verschiedene Beispielzitationen angegeben und die zukünftigen Prüflinge müssen erkennen, welche Zitationen formal falsch sind (Bsp. siehe Bild 1). Das System gibt direkte Rückmeldung, ob das Ausgewählte richtig ist. Zum Abschluss werden zwei beispielhafte Aufgabenstellungen für Hausarbeitsthemen gegeben. Mit diesen Beispielthemen können die Fernstudierenden üben eine Gliederung, Stichworte für eine Einleitung und für einen Schlussteil zu formulieren. Danach kann der eigene Entwurf mit Lösungsvorschlägen abgeglichen werden (siehe Bild 2).



Bild 1: Frage zur Zitation (klicken zum Vergrößern)

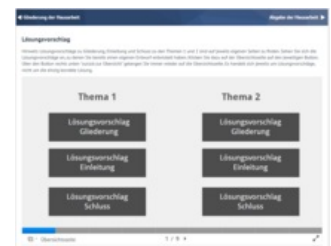


Bild 2: Übersicht der Lösungsvorschläge (klicken zum Vergrößern)

Die Übung zur Erstellung einer Hausarbeit kann von den Fernstudierenden orts- und zeitunabhängig sowie beliebig oft bearbeitet werden. Das System gibt beispielsweise für die Aufgaben zur Zitation sofort eine Rückmeldung, ob die richtigen Optionen ausgewählt wurden. Das unterstützt die Flexibilität, mit der die Fernstudierenden ihren individuellen Studienverlauf für ihren Kurs gestalten können. Wir freuen uns, zusätzlich zum **Webinar Hausarbeitstraining** und zum Forum Hausarbeiten schreiben nun eine weitere Möglichkeit zur Vorbereitung auf diese Prüfungsleistung anbieten zu können.

Tamara Grebner

Mein Weg mit ThiF ... geht weiter!

Als ich am 1. September 2012 bei Theologie im Fernkurs in Würzburg anfang, war für mich erst einmal eine Art von Endpunkt nach zahlreichen Aufbrüchen und Veränderungen erreicht: Hinter mir lagen viele Jahre des Studiums und des Abschlusses verschiedener Fächer (Theologie, Judaistik, Germanistik und Bibliothekswissenschaften) an verschiedenen Orten auf der ganzen Welt (Würzburg, Jerusalem, Bonn, Oxford, Halifax, Freiburg und Erfurt), meine Promotion bei Prof. Dr. Eberhard Schockenhoff, meine erste „richtige“ und große Arbeitsstelle als Geschäftsführerin der Glaubenskommission und der Unterkommission Bioethik im Sekretariat der **Deutschen Bischofskonferenz** in Bonn, der Umzug in den Spessart zu meinem Mann und ein erstes Jahr Elternzeit. Nach dieser Zeit des Lernens, Entdeckens und In-Bewegung-Seins konnte ich mir zunächst nicht vorstellen, wie lange meine Zeit bei Theologie im Fernkurs in Würzburg währen könnte. Nun sind es 12 facettenreiche Jahre geworden – mit Höhen und auch Unhöhen, die es immer und überall gibt, mit Anstrengendem und Leichtfüßigem, mit Schöner und Lustigem – für all dieses bin ich dankbar und ich schaue erfüllt und berührt zurück. Viele habe ich kommen und gehen sehen – so bin ich über die Zeit nicht nur zur ältesten Studienleiterin sondern auch zur dienstältesten Studienleiterin geworden. Die Arbeitsstelle hat sich über die Jahre stark verändert, das rasche Fortschreiten der Digitalisierung ist hier sicher als der größte „Gamechanger“ zu nennen. Dennoch gab und gibt es Konstanten auf der Stelle über all die Jahre hinweg: die Redaktion von Lehrbriefen, das Begleiten und Durchführen von Präsenzveranstaltungen und das Abhalten von Prüfungen an vielen Orten in Deutschland, das mir in der Rückschau vielleicht sogar am meisten bedeutet hat, da ich hier mit den Studierenden in Kontakt kam, die oft so viel Zeit und Kraft in ihr Studium gesteckt hatten und hier erstmals ihr Wissen präsentieren konnten. Eine gute Prüfungsatmosphäre mit Respekt und auf Augenhöhe zu schaffen, war immer wichtig und von Bedeutung.



Bild: privat

Die wichtigste Konstante aber war und ist das starke und richtig gute **Team von Theologie im Fernkurs**, auf das man sich immer verlassen konnte und kann. Bei aller Individualität jedes und jeder einzelnen und der Heterogenität der Gruppe an sich zeichnet Theologie im Fernkurs eine Freundlichkeit im Miteinander, ein Zusammenhalt sowie eine Freude auch am Feiern aus, die ihresgleichen suchen. Danke für viele Jahre der Wertschätzung, des Miteinander-Arbeitens und des Miteinander-Lachens.

Nun geht es weiter, aber ich bleibe Theologie im Fernkurs treu: Zum 1. September 2024 wechsle ich nach München auf die Stelle als **Fachreferentin für Theologie im Fernkurs**. Hier werde ich „das Geschäft“ quasi von der anderen Seite betreuen. Viel enger werde ich im Kontakt mit Studierenden sein, da ich für die Begleitgruppe von Grund- und Aufbaukurs (im Wechsel mit meinem Kollegen Dr. Hans Anzenberger) sowie für alle Belange von Theologie im Fernkurs in München zuständig sein werde. Und ich werde als Ansprechpartnerin Kontakt zu meinen früheren Kolleginnen und Kollegen aus Würzburg haben. Ich freue mich auf die neue Arbeitsstelle und ihre Vielfalt!

Und so sind gerade beide Emotionen ganz stark in mir spürbar: Einerseits Trauer, dass der eine Weg nach 12 Jahren nun zu Ende geht, aber auch Freude darüber, dass etwas Neues anfängt, das mir aber doch sehr vertraut ist. Vielleicht sehe ich auch den einen oder die andere von Ihnen wieder – es würde mich nicht überraschen und ich wäre froh!

Ihre Elisabeth von Lochner

Roter Teppich und Gartengespräche

Theologie im Fernkurs blickt auf den Katholikentag in Erfurt zurück

In der lauschigen Parkanlage Brühler Garten in Erfurt hat Theologie im Fernkurs beim **Katholikentag** der Roten Teppich ausgerollt: Interessierte und Studierende waren in dem kleinen Pavillon herzlich willkommen um sich auszutauschen, Infomaterial mitzunehmen, Postkarten zu schreiben oder ihre eigenen Erfahrungen mit dem Fernstudium bei Theologie im Fernkurs zu teilen.

Zahlreiche aktuelle sowie ehemalige Fernstudierende nutzten zwischen dem 30. Mai und 1. Juni 2024 die Gelegenheit, am Stand vorbeizuschauen – umso mehr, als auch „Petrus“ ein Einsehen hatte und den Besucherinnen und Besuchern des Katholikentags mehr Zeit im Freien ermöglichte. Besonders erfreulich war es zu erleben, wie viele Menschen sowohl momentan aber auch im Rückblick auf ein vergangenes Studium so viele positive Eindrücke mit Theologie im Fernkurs verbinden.

Neugierige konnten in einer kleinen Auswahl des Lehrmaterials von Theologie im Fernkurs blättern und sich vor Ort direkt bei Mitarbeitenden von Theologie im Fernkurs informieren. Neben Lesezeichen zum Mitnehmen war außerdem alles für eine Postkartenaktion vorbereitet: Standbesucherinnen und -besucher konnten „Fernpost“ schreiben, die dann von Theologie im Fernkurs im Nachhinein versendet wurde. Der „Lehrstuhl“ aus Pappe war vor allem bei den jüngeren Standbesucherinnen und -besuchern beliebt, während die Erwachsenen ihre Postkarten schrieben.

Ein besonderes Highlight dieses Katholikentags war schließlich die Plakataktion: An sämtlichen zentralen Straßenbahnhaltestellen der Erfurter Innenstadt waren überdimensionale Plakate von Theologie im Fernkurs zu entdecken und konnten dann am Stand von Theologie im Fernkurs wiedererkannt werden.

Das gesamte **Team von Theologie im Fernkurs** blickt auf einen erfolgreichen Katholikentag in Erfurt zurück. Jedoch: Nach dem Katholikentag ist auch vor dem Katholikentag – 2026 findet er dann in „Heimspiel“-Atmosphäre in Würzburg statt, ein kleines bisschen Vorfreude ist schon jetzt zu spüren!





Alle Bilder: Theologie im Fernkurs

Neue Mitarbeiterin in der Verwaltung



Bild: Theologie im Fernkurs

Seit 1. März 2024 ist Frau Verena Göpfert Mitarbeiterin bei Theologie im Fernkurs. Wir heißen sie herzlich als Teil des Teams willkommen und wünschen ihr ein gutes Eingewöhnen und viel Freude am neuen Arbeitsplatz!

Hier eine kurze Vorstellung von Frau Göpfert:

Mein Name ist Verena Göpfert und ich bin 27 Jahre jung. Ich habe 2017 meine Ausbildung zur Großhandelskauffrau abgeschlossen und danach einige Jahre im Vertrieb in der Beleuchtungsbranche gearbeitet.

Durch meine zweite Ausbildung zur Yogalehrerin im Jahr 2023 habe ich festgestellt, dass mir das Arbeiten mit jungen (und jung gebliebenen) Menschen sehr viel Spaß macht.

Auch ist es mir wichtig, Menschen in ihrer persönlichen Entwicklung zu begleiten und zu bestärken. Dies kann ich hier bei Theologie im Fernkurs als Erstansprechpartnerin der Studierenden gut verbinden.

Ich fühle mich im **Team von Theologie im Fernkurs** gut aufgehoben und freue mich auf weitere Herausforderungen und neue Begegnungen.

Viele Grüße

Verena Göpfert

Zu den Quellen

Einmal richtig eintauchen – Studienreise nach Rom im Februar 2024

Rom ist der Mittelpunkt unzähliger Geschichten – aber auch zahlloser Sprüche und Sentenzen. Etwa: Roma locuta causa finita – wenn Rom gesprochen hat, ist die Sache abgeschlossen. Ein Satz, der uns daran erinnert, wie weit wir bei uns zuhause doch von dem Ort entfernt sind, an dem eigentlich die Musik spielt.

Diesen Ort einmal aus der Nähe, mit kundiger Führung und fundierter Erläuterung kennenzulernen – dazu hatte Theologie im Fernkurs eingeladen. Eine Woche vor Ort sollte sich dem Thema "Christus und die Kirche" widmen. Am 10. Februar ging's los. Anreise nach Rom, Zimmer beziehen und abends eine erste gemeinsame Runde mit Vorstellung und Hinweisen auf die Inhalte des Programms. Der Leiter von Theologie im Fernkurs, Dr. Stefan Meyer-Ahlen, und Studienleiter Dr. Daniel Greb hatten alles, was man gesunden, leistungsfähigen und geistig wachen Erwachsenen zumuten kann, in die Agenda hineingenommen.

Die Startbedingungen für eine Woche voller neuer Eindrücke waren gut. Im Haus der Waldenser waren wir "gut protestantisch", komfortabel und mit abwechslungsreicher italienischer Verköstigung untergebracht. Herausragend war die Lage unserer Unterkunft. Quasi an der nächsten Straßenecke lag die nächste U-Bahn-Station. Wer zum Vatikan nicht laufen wollte, brauchte nur eine Station zu fahren. Auch die anderen wichtigen Ziele in der Stadt waren sehr gut zu erreichen.



Panorama für Inquisitoren; Bild: Thomas Zecher

Stadt der Kirchen

Samstags hatten wir uns bis zum Abend im Hotel eingefunden, am Sonntag ging's dann gleich mit einem tiefen Eintauchen in den Vatikan los. Ein kleiner Stadtrundgang zur ersten Orientierung führte uns zur Kirche Santa Maria Dell' Anima, geschichtsträchtig wie nahezu alles, was wir gesehen haben und berichtet bekamen. Ein römisches Gotteshaus mit allem Drum und Dran, einschließlich eines Papstgrabes (Hadrian VI.) und einer besonderen Geschichte als Nationalkirche für die Einwohner des "Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation" (das 1859 sein Ende fand). Seither ist es Kirche der deutschsprachigen Katholiken in Rom. Hier konnten wir an der Messe teilnehmen. Und wo wir schon einmal da waren, wollten wir anschließend gleich weitergehen zum Angelus-Gebet auf dem Petersplatz. Schnell noch einen Blick auf die prächtige Piazza Navona mit dem Vierströmebrunnen und in die direkt daneben gelegene Kirche Sant' Agnese in Agone.

Ein perfekter Anfang. Kirchen waren so etwas wie der Rahmen für unser Vertrautwerden mit der Stadt. Schnell kamen wir drauf, dass man sich die Topographie recht gut über die großen Kirchen erschließen und merken konnte. Und wir lernten bald, dass auch die Zuordnung einiger Kirchen zueinander wichtige Verknüpfungen in der Geschichte deutlich macht.

Auf dem Weg zu St. Peter

Zum Angelus-Gebet erfährt man erst einmal die eindrucksvolle Größe des Petersplatzes und versteht die Selbstverständlichkeit, dass man im Vatikan größer denkt als anderswo. Allein die Menge der Gläubigen und Neugierigen, die es am Sonntagmittag zum Angelus und zum Besuch des Petersdoms zieht, ist gewaltig. Menschenmengen auf dem Platz und lange Schlangen an den Einlässen sind hier tägliche Routine.

Am Nachmittag treffen wir uns am Campo Santo Teutonico, dem deutschen Friedhof im Vatikan, der ein exotisches Kleinod in dieser Umgebung ist. Er liegt direkt am Petersdom, ist aber nicht vatikanisches Gebiet. Ein Ort mit faszinierender Geschichte und einer lebhaften Gegenwart. Zum Campo Santo gehört ein Gebäudekomplex, in dem sich die Kirche Santa Maria della Pietà befindet, sowie ein Priesterkolleg für Geistliche, die zu Studien nach Rom kommen, und das Römische Institut der **Görres-Gesellschaft** zur Pflege der Wissenschaft. In Rom widmet sich die Görres-Gesellschaft der Erforschung der Kirchengeschichte und der Christlichen Archäologie. Der Direktor des Römischen Instituts, **Msr. Prof. Dr. Stefan Heid**, ist eine unerschöpfliche Quelle für historische Fakten und Zusammenhänge, für Geschichten und pointierte Positionen – und er war unser kundiger Führer durch den Campo Santo, seine Kirche, den Petersdom sowie an wichtigen weiteren Stationen der folgenden Tage. Durch sein Geleit blieb uns langes sonntägliches Anstehen an den Sicherheitskontrollen für Dombesucher erspart.

Was für ein Raum! Grandios, majestätisch, dabei aber nicht erdrückend. Man möchte einfach hin- und hergehen, um verschiedene Perspektiven und Raumeindrücke zu erfassen. Der imposante Baldachinaltar über dem Petrusgrab, bei unserem Besuch noch frei zu bestaunen, wurde kurz darauf für Restaurationsarbeiten verhüllt. Darüber die große Kuppel. Wir hatten Glück: Die Sonne schien, so dass das helle Licht des Fensterkranzes den Zauber der Architektur glänzen lassen konnte.

1506 wurde der Grundstein für die größte Kirche der Christenheit gelegt, an der Stelle der von Konstantin dem Großen ab dem Jahr 319 erbauten alten Kirche St. Peter. Dieser Bau war in der Zeit, als die Päpste in Avignon residierten, verfallen.

Im Anschluss an den Rundgang hatten wir Gelegenheit, an der Vesper im Dom teilzunehmen und eine enorme Zahl höherer Geistlicher in ihrer repräsentativen Berufskleidung zu bewundern. Ein ganz normales Mitglied der deutschen Bischofskonferenz, das wir dort trafen, hätten wir in der inszenierten Präsenz so vieler Kleriker fast übersehen.

Der Sonntag neigte sich dem Ende zu – aber das Programm hatte noch eine Abendsitzung vorgesehen: Prof. Heid bot mit einem Vortrag über das Petrusgrab eine umfassende Einleitung zur Besichtigung der Nekropole (Totenstadt) von St. Peter am Montag an. Er versteht es, seine Zuhörerinnen und Zuhörer zu fesseln und die Zeit der frühen Christenheit in nonchalanter Weise nahezubringen. Dabei wurden Zusammenhänge erkennbar, die in etwas irritierender Weise eine frühe Sehnsucht nach dem Martyrium zeigten – verbunden mit der Hoffnung auf eine bevorzugte Auferweckung – sowie eine frühe kultische Verehrung der Märtyrerinnen und Märtyrer.

Rom erkunden

Mit geistiger Nahrung ging's auch am Montagmorgen weiter. Studienleiter Dr. Daniel Greb vertiefte in seinem Vortrag über Rom als Stadt der frühen Christenheit und Zentrum der Weltkirche die Einblicke in die Periode, in der Paulus nach Rom kam, und in der die Ausweisung der Jüdinnen und Juden unter Claudius, die Verfolgung der Christinnen und Christen unter Nero und schließlich unter Konstantin die Wende zur Unterstützung der Kaiser für die römischen Bischöfe die wechselvolle Geschichte markierten. Das Ende des weströmischen Kaisertums im 5. Jahrhundert stärkte dann die Führungsrolle des Papsttums.



Anstehen in Rom; Bild:
Thomas Zecher

Nachmittags stand dann wieder der Besuch des Petersdoms an – mit dem Gang in die Tiefe. Dort tut sich ein System von Räumen, Wegen und Treppen auf, durch das Teile der Nekropole, des historischen Bestattungsfelds, zugänglich sind. Im antiken Rom durften im Stadtgebiet keine Toten begraben werden. So entstand auf dem Vatikanhügel eine Reihe von Mausoleen, in denen römische Familien ihre Verstorbenen beisetzen. Hier wurde auch der Apostel Petrus bestattet. (An anderer Stelle wurden außerhalb der Stadt, wo die Bodenbeschaffenheit dies zuließ, Katakomben gegraben.)

Kaiser Konstantin I. ließ für die erste Peterskirche die Bauten der Nekropole ein Stück abtragen und die anderen Grabstätten mit dem Schutt auffüllen. Erst in den 1940er Jahren begannen systematische Ausgrabungsarbeiten in der Nekropole unterhalb von St. Peter, dank derer man heute in speziellen Führungen neben dem Petrusgrab auch einen Teil dieser alten Gräberanlage sehen kann.

Lateran – das andere Zentrum

Unser Rom-Besuch fiel in die Fastnachtszeit. Am Faschingsdienstag stand der Lateran auf dem Programm. San Giovanni in Laterano ist die Kirche des Bischofs von Rom, und sie war für tausend Jahre päpstlicher Sitz und Ort zahlreicher Synoden und Konzilien. Niemand hätte die Geschichte des Ortes – und auch der benachbarten Scala Santa sowie der einzigartigen Capella Sancta Sanctorum samt ihrem großartigen Reliquienschatz – besser vermitteln können als Msgr. Professor Heid. Die Lateranbasilika ist eine Stiftung Konstantins des Großen aus dem vierten Jahrhundert. Die spätere prächtige Barock-Ausgestaltung lässt kaum noch Elemente der frühen Kirche erkennen. Auch hier werden herausragende Reliquien aufbewahrt: Die Häupter der Apostel Petrus und Paulus. 28 Päpste haben in der Basilika ihre letzte Ruhestätte. Ein Schmuckstück ist auch die angegliederte Taufkirche San Giovanni in Fonte – das älteste, noch heute genutzte Baptisterium der Christenheit.

News vom Vatikan

Nach so viel Überwältigendem hatte die Reiseregie für den Nachmittag praktische Aspekte der vatikanischen Gegenwart vorgesehen. Der Leiter der deutschsprachigen Abteilung von Radio Vatikan/Vatikan News, Stefan von Kempis, berichtete über die Vermittlung von Themen der Kirche durch Berichterstattung in den Medien: professioneller Journalismus und Übersetzungsdienste, die ein kleines Team jeden Tag für eine große Öffentlichkeit bereitstellt. Der Sender, die Website und der Online-Newsletter sind die Hauptmedien. Die Inhalte werden in über 50 Sprachen aufbereitet. Interessant zu erfahren, wie man unter „vatikanischen Profis“ eigentlich entspannt und nachsichtig auf Verständigungsklippen zwischen Rom und dem fernen Germanien schaut. Ein paar Hinweise zu Hintergründen und Gerüchten ließen erkennen, dass das Medienteam des Vatikans jederzeit auf Ballhöhe ist.



Papst Franziskus tritt auf – Audienz in der Audienzhalle Paul VI.; Bild Thomas Zecher

Worte des Papstes

Am Aschermittwoch war die Gelegenheit, den Papst in der Generalaudienz in der großen Audienzhalle zu sehen. Ein Bau mit enormem Fassungsvermögen (6500 Sitzplätze), vor dem sich bereits am frühen Morgen lange Schlangen bilden. Auch hier sind natürlich Sicherheitskontrollen zu passieren.

Papst Franziskus sprach in der Reihe seiner Katechesen über Laster und Tugenden zum Thema „Überdruß“ (Acedia), der Gleichgültigkeit, die er auch als „Mittagsdämon“ bezeichnete, der uns mitten am Tag ergreifen kann. Er sprach klar und war in der riesigen Halle gut zu verstehen. Anschließend mahnte er eindringlich, die nun beginnende Fastenzeit zur Klärung zu nutzen. Auch ohne die Sprache zu beherrschen, hatte man den Eindruck, seine Grundaussagen erfassen zu können. Die Audienz, der eine Zusammenfassung in den wichtigsten Sprachen folgte, endete auf Lateinisch mit dem Vaterunser und dem päpstlichen Segen.

Auf den Glauben aufpassen

So waren alle gut vorbereitet für den folgenden Besuch im Dikasterium für die Glaubenslehre, das in unmittelbarer Nähe der Audienzhalle in einem repräsentativen Palazzo residiert. Dort erwartete uns Dr. Manfred Bauer, der den Gästen erst einmal den Sinn für die Attraktivität des Ortes weckte. Das Haus verfügt über einen Dachgarten, der einen großartigen Blick auf die Kuppel von St. Peter, über den Petersplatz und bei herrlichem Frühlingswetter bis zu den schneebedeckten Gipfeln der Abruzzen bietet. Womit befasst sich die Nachfolgerin der Inquisition? Die wesentlichen Vergehen, mit denen sich das Dikasterium befasst, sind Apostasie, Häresie und Schisma – also Abfall vom Glauben, abweichende Aussagen oder Lehren und Glaubensspaltung. Als Schisma gilt auch die Verweigerung der Unterordnung unter den Papst oder der Gemeinschaft mit der Kirche.



Im Zweifelsfall bitte läuten - Eingangsschild der Glaubenskongregation;

Bild: Thomas Zecher

Silvester unterirdisch

Der Nachmittag führte uns in die schon erwähnte Welt der Katakomben – der Gänge und Kammern, die die frühen Christinnen und Christen außerhalb der Stadt in dem weichen Tuffgestein angelegt haben. Msgr. Prof. Heid war hier wieder kenntnisreicher Führer. In den Priscilla-Katakomben waren zahlreiche Märtyrerinnen bzw. Märtyrer und sieben Päpste bestattet. Lange, schmale Gänge mit Grabnischen verbinden breitere Räume, die mit Malerei ausgestaltet sind. Fast alle Gräber sind im Lauf der Zeit geöffnet und ausgeräumt worden. Unter den Wandbildern ist besonders eine Darstellung der Gottesmutter mit dem Kind bemerkenswert. Sie gilt als ältestes Bild Marias überhaupt.

Nach dem hier beigesetzten Papst Silvester, der 314 ins Amt gewählt wurde, ist auch eine Kirche oberhalb des Grabes benannt: Basilica San Silvestro, in der Msgr. Heid am Nachmittag eine Messe zelebrierte – nicht ohne auch seinerseits noch einmal auf die nun anbrechende Fastenzeit hinzuweisen. Auf dem Heimweg war dann Gelegenheit, eigene Vorsätze in diesem Licht zu überprüfen.

Kunstschätze – überwältigend

Am Abend bekamen wir eine Einführung in die letzte Station des Programms am Freitag: die Vatikanischen Museen. Unfassbare Schätze sakraler und profaner Kunst sowie exquisite Beispiele wertvollen Kunsthandwerks von der byzantinischen Zeit bis in die Gegenwart sind hier zusammengetragen. Ohne einen Leitfaden gibt es kaum Aussicht, die Fülle zu erfassen. 13 Abteilungen gliedern 26 einzelne Museumsteile. Mit diesem Überblick konnten wir Schwerpunkte identifizieren, um das Wichtigste beim Besuch nicht zu verpassen.

Die Kirche Santa Maria Maggiore stand am nächsten Morgen auf der Agenda – eine der vier Patriarchalbasiliken der Stadt (neben St. Peter, San Giovanni in Laterano und San Paolo fuori le Mura). Eine weitere faszinierende große Kathedrale, die ab 432 als dreischiffige Basilika errichtet wurde. Sie hat ihre ursprüngliche Form und den grandiosen Mosaikenschmuck zu großen Teilen bis heute bewahrt. Papst Franziskus hat eine Vorliebe für diese Kirche und insbesondere die Marienikone Salus Populi Romani in der Capella Paolina, die er vor seinen Reisen zu besuchen pflegt. Die Ikone zählt zu den „Lukasbildern“, von denen man glaubt, dass der Evangelist sie zu Lebzeiten der Gottesmutter selbst gemalt hat.



Prächtige Mosaiken in St. Prassede; Bild: Thomas Zecher

Versteckte Juwelen

In der Nachbarschaft der großen Kathedrale finden sich die Kirchen Santa Pudenziana und Santa Prassede, die von den Touristenströmen kaum beachtet werden. Sie verweisen auf zwei Schwestern, in deren Elternhaus der Heilige Petrus Gast gewesen sein soll. Beide sind der Legende nach als Märtyrerinnen gestorben. In St. Pudenziana befindet sich das älteste erhaltene Apsismosaik Roms (um 400), das allerdings nach Beschädigungen ergänzt und durch die barocke Umgestaltung des Raums beschnitten wurde. Es zeigt Christus beim Lehrgespräch im goldenen Herrschergewand auf erhöhtem Thron.

St. Prassede ist ein Fest für die Augen. In der dreischiffigen Basilika präsentieren der Triumphbogen, der Apsisbogen und die Apsiskalotte die bedeutendsten Mosaiken Roms aus dem 9. Jahrhundert. In der Kapelle am rechten Seitenschiff leuchtet der Raum von den Goldmosaiken im Gewölbe und an den Wänden.

Wegbereiter des Christentums

Viel Zeit für die Würdigung der Details gab es nicht: Am Nachmittag war wieder Msgr. Prof. Heid zur Stelle, um uns noch einmal an seinem historischen Wissen teilhaben zu lassen. Wir trafen uns im Zentrum, auf dem Forum Romanum, um zunächst die Kirche der Heiligen Cosmas und Damian zu besuchen. Sie wurde in einem Gebäude aus der Zeit des Kaisers Vespasian (1. Jahrhundert) eingerichtet. Die beiden Märtyrer werden auf einem großen Apsismosaik mit Christus dargestellt, der im goldenen Gewand wie ein Herrscher vom Himmel herabschreitet. Paulus führt Cosmas, Petrus Damian zu Christus hin, der die Hand im Rednergistus



St. Cosmas & St. Damian; Bild: Thomas Zecher

erhoben hat. Die Apostel erscheinen dabei wie römische Edelleute.

Weiter ging der Weg Richtung Kolosseum zum Ehrenbogen für Kaiser Konstantin, der zu seinem 10. Regierungsjubiläum errichtet wurde. Er erinnert an den Sieg Konstantins des Großen gegen Maxentius an der Milvischen Brücke. Der Namensgeber der Konstantinischen Wende hat die Christenverfolgung beendet und mit seiner Toleranz und aktiven Förderung den Boden für den Erfolg des Christentums in Römischen Reich und darüber hinaus bereitet.



Mithras-Kultraum; Bild:
Thomas Zecher

Kult im Keller

Als letzte Kirche im Programm der Reise wartete noch ein Höhepunkt auf uns: San Clemente. Ein Bau, der in einzigartiger Weise in die Geschichte Roms hineinführt. Die Kirche aus dem 12. Jahrhundert ist kostbar ausgestattet. Der Innenraum ist geprägt von einer *Schola Cantorum* – einem umgrenzten offenen Chorraum, der älter ist als die Kirche selbst – und von großartigen Mosaiken in der Apsis und am Apsisbogen. Die Sängerschola aus Marmor stammt aus einer älteren, dreischiffigen Kirche, die im 4. Jahrhundert errichtet wurde, der sogenannten Unterkirche. Hier fanden im 5. Jahrhundert römische Synoden statt. Die Ebene dieses Baus wurde für die Errichtung der oberen Kirche zugeschüttet. Doch weiter unten findet man ein Zeugnis eines noch früheren

Kults. Hier ist ein Raum für den aus dem Orient kommenden Kult des Sonnen- und Kriegsgottes Mithras erhalten. Einschließlich Altar und seitlichen Bänken.

Abschied

Was für ein Abschluss der Erkundung herausragender Kulturschätze der Stadt! Was für Einblicke konnten wir gewinnen in Geschichte und Gegenwart des Christentums! Ganz Eifrige haben in den Tagen am Tiber individuell noch weitere Kirchen und Sehenswürdigkeiten besucht. Jeder konnte sehen: Das war intensiv und umfassend, aber es gibt noch eine Menge mehr zu sehen.

Zum Beispiel die Vatikanischen Museen. Der Schlusspunkt am Freitag. Mit vorgebuchtem Termin ging es ohne Warteschlange in ein weiteres faszinierendes Reich der Kunst-, Kultur- und Kirchengeschichte. Natürlich überwältigend: die Sixtinische Kapelle mit der Decke von Michelangelo, die Stansen des Raffael. Und unzählige andere Höhepunkte. Die Fülle lässt sich nicht beschreiben.

So schweigen wir. Alles, was zu sagen war – Lob, Dank, Begeisterung – kam im gemeinsamen Rückblick zur Sprache. Laut und deutlich.

Arrivederci, Roma!

Thomas Zecher

Sola Fide – Mein Weg mit Theologie im Fernkurs

Vor kurzem besuchte mich meine ehemalige Kollegin, die ihrerzeit den Grund- und Aufbaukurs Theologie im Fernkurs mit mir absolvierte. Wir haben uns sehr intensiv beim Lernen kennengelernt und sind darüber hinaus gute Freundinnen geworden. Und so stand sie vor mir in meiner Küche in ihrem knallgelben Pullover und das Label „Sola fide“ leuchtete mir entgegen.

Nachdem ich kurz gelacht habe, habe ich sie in unserer „Wir-fragen-uns-gegenseitig-ab“-Manier gefragt: „Und von wem stammt's und was hat es damit auf sich?“ – In gleicher Manier antwortete sie mir: „Von Martin Luther – und gehört zu den ‚soli‘ und da gibt es noch mehr“, und fing an aufzuzählen.

Wir sind beide keine ausgebildeten Diplom-Theologinnen, hatten aber über unsere kleine Lerngruppe viele tolle Erkenntnisse während der Ausbildungszeit. Und ich glaube, dass die wunderbare Theologin, die uns und noch ein paar weitere Lernende durch den Kurs begleitete, einige ganz zentrale Erkenntnisse der katholischen Theologie in unsere Köpfe brachte.

Wer als Nicht-Theolog:in in der Katholischen Kirche arbeitet, und ich bin froh, dass es immer mehr werden, steht vor einer enormen Übersetzungsaufgabe. Unsere Kirche hat ganz eigene Logiken und Sprachbilder, die sich erst durch das intensive Studium verschiedener theologischer Disziplinen erschließen. Aggiornamento, Quelle und Höhepunkt, Koinonia, Sitz im Leben, Dogma und Zweites Vatikanisches Konzil: zu jedem dieser Begriffe gibt es ganze Bibliotheken, um ihren Bedeutungsgehalt zu dechiffrieren. Das wissen Theolog:innen und benutzen sie als Schlüsselwörter in ihrer Sprache.

Als Absolvent:innen des Würzburger Fernkurses und „Übersetzer:innen“ sind wir in der Lage, diese Sprachbilder aufzuschließen und ihre Bedeutung einzuordnen. Möglicherweise nicht mit der theologischen Fachsprache und ganz sicher nicht immer punktgenau. Aber es wird uns möglich, den Kern in eine nicht-theologische Sprache zu übersetzen. Das ist die große Chance, die ich für multiprofessionelle Teams in der katholischen Kirche sehe.

Dankbar bin ich für die tolle Runde an Menschen, die sich mit mir auf die theologische Lernreise begeben haben: Brigitte, Vanessa, Ralf, Alexander und Marina. Es war wunderbar mit euch!



Miriam Penkhues; Bild:
Katharina Gebauer

Miriam Penkhues ist die kommissarische Leiterin des Kirchlichen Innovationszentrums „**Villa Gründergeist**“ und Absolventin von Theologie im Fernkurs.

Das "Erfurter Modell"

Mehr vom Glauben wissen – Das „Erfurter Modell“ des Grundkurses Theologie

Seit vielen Jahren gibt es im Bistum Erfurt ein sehr **umfangreiches Begleitangebot** zum Grundkurs Theologie. An 18 Kurswochenenden, verteilt auf 3 Jahre, treffen sich die Teilnehmerinnen und Teilnehmer jeweils von Freitagabend bis Sonntagmittag im Bildungshaus St. Ursula in Erfurt, um die 24 Lehrbriefe mit Referentinnen und Referenten aus den jeweiligen theologischen Disziplinen zu besprechen. Die gute Kooperation mit der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Erfurt ist hier ein großer Gewinn. Das Themenspektrum geht dabei oft weit über die Inhalte der Lehrbriefe hinaus, und neben der Auseinandersetzung mit den Lehrbriefen gibt es in jedem Studienjahr ein sogenanntes offenes Wochenende, für das die Teilnehmer jeweils ein zusätzliches Thema auswählen können.

Mindestens genauso wichtig wie die theologische Wissensvermittlung ist der Austausch der Teilnehmenden untereinander, die oft ganz unterschiedliche Glaubenswege haben: Während die einen schon seit ihrer Kindheit fest im Glauben verwurzelt sind, haben sich andere erst als Erwachsene taufen lassen oder befinden sich noch auf dem Weg zur Taufe. Manche sind von den volksskirchlichen Strukturen des Eichsfelds geprägt, andere kommen aus der Diaspora. Viele stammen aus den ostdeutschen Bistümern, manche auch aus Speyer, Paderborn oder Hamburg. So ergeben sich tiefgehende Gespräche und neue Perspektiven, die das persönliche Glaubensleben der Einzelnen prägen oder neue Impulse für das Engagement in Kirche und Gemeinde geben.



Haupteingang Bildungshaus St. Ursula in Erfurt; Bild: Bildungshaus St. Ursula

Ein weiteres wichtiges Element ist die gemeinsame Feier des Glaubens. An jedem Kurswochenende gibt es Morgen- und Abendgebete, die von den Teilnehmenden vorbereitet und gestaltet werden, so dass vielfältige Formen des Gebets erlebt und gefeiert werden können. Auch die sonntäglichen Eucharistiefeiern in der Kapelle des Bildungshauses oder in der benachbarten Klosterkirche der Ursulinen sind fester Bestandteil der Kurstreffen. Darüber hinaus gibt es an den einzelnen Kurswochenenden meist noch ein zusätzliches Programmangebot wie z.B. eine Stadtführung, eine Dombesichtigung oder einen Erlebnisbericht eines Kursteilnehmers.

Während deutschlandweit viele Studierende aus beruflichen Gründen bei Theologie im Fernkurs eingeschrieben sind, ist dies in Erfurt aufgrund der dreijährigen Kursdauer eher selten der Fall. Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer sind meist aus ganz persönlichen Gründen hier, sie wollen sich über ihren Glauben vertiefen und mehr darüber wissen, sie suchen Antworten auf individuelle Fragen oder eignen sich theologisches Grundwissen für Bibel- und Liturgiekreise oder andere ehrenamtliche Tätigkeiten in ihren Gemeinden an. Dafür bietet sich der Austausch in einer vertrauten Gruppe über einen längeren Zeitraum besonders an, und so melden sich viele Absolventinnen und Absolventen des Grundkurses auch für den anschließenden Aufbaukurs an, der ebenfalls als dreijährige Veranstaltung angeboten wird.

Das Erfurter Kursangebot steht – unabhängig von der Bistumszugehörigkeit – allen offen, die Interesse an einem längerfristigen Austausch in einer festen und lebendigen Gruppe haben. Ein neuer



Innenhof Bildungshaus St. Ursula in Erfurt; Bild: Bildungshaus St. Ursula

Begleitzirkel für den Grundkurs beginnt im Januar 2025, der nächste Begleitzirkel für den Aufbaukurs startet im September 2025. Wer an der Teilnahme an einem der beiden Kurse interessiert ist, kann sich gerne an den Kursleiter Dr. Martin Reiß unter mreiss@bildungshaus-st-ursula.de oder Tel. 0361/60114-0 wenden und weitere Informationen anfordern.



Dr. Martin Reiß; Bild: Bildungshaus St. Ursula

Drei-Länder-Konferenz in Würzburg

Am 1. und 2. Juli fand in Würzburg das traditionelle Austauschtreffen der theologischen Fernlehrinstitute im deutschsprachigen Raum statt. Im jährlichen Wechsel treffen sich Vertreterinnen und Vertreter der **Wiener Theologischen Kurse**, des **Theologisch-pastoralen Bildungsinstituts Zürich** und von Theologie im Fernkurs online oder in einer der drei Städte. In diesem Jahr fand das Treffen in Würzburg statt.

Die sogenannten "Drei-Länder-Treffen" stehen vor allem im Zeichen des Austauschs zu aktuellen didaktischen, kirchenpolitischen und theologischen Themen. In diesem Jahr standen unter anderem die allgemeine Entwicklung der Theologie an Universitäten und Hochschulen sowie die Ergebnisse der KMU-Studie, Fragen zur Anwendung von KI im Fernstudium sowie Entwicklungen und Erfahrungen mit digitalen bzw. hybriden Veranstaltungen und Prüfungen auf der Tagesordnung. Auch neue Wege der Öffentlichkeitsarbeit sowie die begonnene Revision von Grundkurs und Aufbaukurs Theologie bei Theologie im Fernkurs wurden thematisiert. Das Angebot von **Online-Modulen** zu Latein und Bibel-Griechisch durch die Wiener Theologischen Kurse kann ab sofort auch für Teilnehmende von Theologie im Fernkurs bei Interesse eine spannende Ergänzung ihrer Studien darstellen. Für den Herbst 2025 planen die drei Fernlehrinstitute eine gemeinsame Tagung (im Umfang eines Studienwochenendes), um den Teilnehmenden zu ermöglichen Theologie, auch über den Bereich der jeweiligen nationalen Grenzen hinaus, wahrzunehmen und an spannenden Unterschieden und Gemeinsamkeiten katholische Kirche aus einer neuen Perspektive zu betrachten.

Ein nachdenkliches kulturelles Abendprogramm mit einer Führung auf jüdischen Spuren in Würzburg mit Dr. Riccardo Altieri (Leiter des **Johanna-Stahl-Zentrums** für jüdische Geschichte und Kultur in Unterfranken) rundete dieses Treffen ab.



v.l.: Dr. Stefan Meyer-Ahlen, Dr. Michael Hartlieb, Martin Grimm, Dr. Daniel Greb, Prof. Mag. Erhard Lesacher, Dr. Verena Sauer, Mag. DDr. Ingrid Fischer, Tamara Grebner; Bild: Theologie im Fernkurs

Zur Relevanz der Theologie in gesellschaftlichen Diskursen und Debatten

Absolvententagung des Vereins der Freunde und Förderer von Theologie im Fernkurs e.V.

Gesellschaft, Kirche und Theologie sind vielfältig aufeinander bezogen. Das ist im Blick auf die Geschichte unterschiedlich akzentuiert worden und unter gegenwärtigen Bedingungen wieder neu zu sehen. Wer ist in diesem Miteinander für welche Fragen „zuständig“? Welche Bedeutung kommt der Stimme der Theologie insbesondere auch in medizinisch-ethischen Kontexten (noch) zu? Wie sollte argumentiert werden? Nach einem fachkundigen Impuls zu diesen Fragen kann bei der Online-Tagung das Thema in Gesprächsrunden auch am Beispiel der aktuellen politischen Diskussionen z.B. zur gesetzlichen Regelung von Schwangerschaftsabbruch oder Sterbehilfe vertieft werden.

Referent ist **Prof. Dr. Dr. Jochen Sautermeister**, Inhaber des Lehrstuhls für Moraltheologie und Direktor des Moraltheologischen Seminars an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn. Die Veranstaltung findet am Samstag, 19.10.2024, 10.00-13.00 Uhr, über die Virtuelle Plattform der Domschule Würzburg statt.

Anmeldung über die Domschule Würzburg



Bild: **Philippe Oursel** auf
Unsplash

Neuer Lehrbrief im Pastoraltheologischen und Religionspädagogischen Kurs

Seelsorge in Lebenskrisen

Für den **Pastoraltheologischen Kurs** ist jüngst ein neuer Lehrbrief erschienen, der im Folgenden vorgestellt werden soll.

Der Lehrbrief „Seelsorge in Lebenskrisen“ (Modul 1.4) von **Prof. Dr. Christoph Jacobs**, Kathrin Oel und **Tobias Pollitt**, nimmt zunächst grundlegende pastoralpsychologische Überlegungen, eine biblische Vergewisserung sowie soziologische Perspektiven in den Blick. Dies bildet die theoretische Basis für die folgenden Kapitel: Hier geht es ausführlich um die Vermittlung psychologischen Grundwissens, das für ein seelsorglich heilsames Handeln in Krisensituationen bedeutsam ist. Dabei kommt neben der Krise auch eine Ressourcenperspektive zur Sprache. Schließlich geht der LB auf Kompetenzen und Grenzen seelsorglichen Handelns im Kontext der Krise ein. Durch seine starke Praxisorientierung und den Überblick über zentrale Lebenskrisen kann dieser LB zum hilfreichen Kompendium für seine Leserinnen und Leser werden.



Lehrbriefstudium; Bild: Theologie im Fernkurs

Konfessionslosigkeit im Religionsunterricht



Prof. Dr. Harald Schwillus;
Bild: F. Trott

Der Lehrbrief M 3.4 des Religionspädagogischen Kurses, in dem es um das Phänomen der „Konfessionslosigkeit als Herausforderung im Religionsunterricht“ geht, ist von Harald Schwillus verfasst, der Professor für Religionspädagogik am Institut für Katholische Theologie und ihre Didaktik an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg ist. Seine Forschungsschwerpunkte sind u.a. katholischer Religionsunterricht im Kontext seiner affinen Fächer, religiöse Bildung und Kommunikation in areligiöser und konfessionsloser Mehrheitsgesellschaft, religiöse Identität(en) angesichts kultureller Veränderungsprozesse sowie religiöses Lernen in unterschiedlichen Kontexten.

Nach dem Versuch einer Situationsbeschreibung geht es in diesem LB um verschiedene Interpretationen von Konfessionslosigkeit, nämlich als ein Phänomen der Entkirchlichung, im Zusammenhang von Individualisierungstendenzen und multipler Säkularität sowie als Phänomen der Mehrheitsgesellschaft. Neben konzeptionellen Überlegungen zum Thema der Konfessionslosen im Religionsunterricht werden auch religionspädagogische Grundhaltungen in Anbetracht von Konfessionslosigkeit aufgezeigt. Zum Schluss dieses LB werden religionsdidaktische Konsequenzen im Hinblick auf Konfessionslosigkeit gezogen: Im Bereich der Religionsdidaktik sind Konfessionslose immer mitzudenken.

Buchempfehlung: Braucht es Theologie?

Jörg Ernesti/Martin M. Lintner/Markus Moling (Hg.), Braucht es Theologie? Überlegungen zu ihrer gesellschaftlichen Relevanz, Brixen/Bressanone - Innsbruck (Tyrolia Verlag) 2023 (Brixener Theologisches Jahrbuch, 13), 232 Seiten, ISBN 978-3-7022-4124-7; 24,95€.



Braucht es Theologie?

Cover: Tyrolia Verlag

Die titelgebende Fragestellung „Braucht es Theologie?“ wird in wunderbar regelmäßigen Abständen von unterschiedlichen Seiten mit je spezifischer Stoßrichtung, Akzentuierung und Motivation ins Wort gehoben. Während die einen die Notwendigkeit der Theologie, ihre Wissenschaftlichkeit, Objektivität und ganz allgemein ihren „Nutzen“ in Zweifel ziehen und sie so zu diskreditieren versuchen, sind die anderen tunlichst darauf bedacht eben diese aufzuzeigen, und so die eigene Existenz zu begründen und den Ruf als Orchideenfach zu widerlegen. In letzter Zeit lässt sich vermehrt die zweite Art von Abhandlungen über Wesen und Nutzen der Theologie, geschrieben von Theologinnen und Theologen, finden, die in fast apologetischer Weise ihr Fach und ihre Profession zu schützen suchen. Wer will es ihnen auch verübeln, bei einer oft verschwindend(en) geringen Zahl an Studierenden, der ständigen

Bedrohung durch „notwendige“ Einsparungen und in einem schier unmenschlichen Wettbewerb um Drittmittel?

Nun widmet sich auch das Professorium der **Philosophisch-Theologischen Hochschule Brixen** in einem Jahrbuch dieser komplexen Fragestellung. Es setzt hierbei den Akzent vor allem auf die gesellschaftliche Relevanz des Faches. Die vorgelegten Beiträge befassen sich mehr oder weniger direkt mit diesem brisanten Thema.

Prof. Dr. Christoph J. Amor zeigt in seinem Beitrag „Totgesagte leben länger“ auf schonungslose Weise die Entwicklung der Theologie an der Universität auf – von der Hybris der Selbsteinschätzung als „Königin unter den Wissenschaften“ an der mittelalterlichen Universität, über die vielfachen Anfragen an ihre Wissenschaftlichkeit im Zuge und im Windschatten der Aufklärung, bis zum heutigen Plausibilitätsverlust des christlichen Glaubens und dem (auch) damit einhergehenden Einbruch der Studierendenzahl. Trotz der unverblümt geschilderten ernsten Situation plädiert er für die „Glaubensvergewisserung“ und besonders den „Weltdienst“, welche universitäre Theologie leisten kann. Sein Fazit: Theologie ist ein kostbarer Luxus, den eine Gesellschaft sich leisten sollte.

„Die gesellschaftliche Relevanz der Theologie auf dem Prüfstand“ überschreibt Prof. Dr. Markus Moling seinen Artikel und problematisiert die Bewertung der Relevanz von Wissenschaften. Unter Rückgriff auf unterschiedliche Relevanzverständnisse zeigt er den starken Legitimationsdruck, aber auch die Ambivalenz dieses Drucks für verschiedene Disziplinen auf. So ist bereits die Auswahl des Relevanzbegriffs und der zugehörigen Methode ausschlaggebend für das Ergebnis der Bewertung. Die Bevorzugung eines bestimmten Bewertungsmodus führt so zur Bevorzugung bestimmter Wissenschaften und schränkt sowohl die Vielfalt von Wissenschaften als auch ihre Freiheit ein. Der Frage, wie beiden Problemen zu begegnen ist, widmet Moling ein umfassendes Kapitel und geht dabei auch auf den – häufig problematisierten – Zusammenhang von Lehramt und Theologie bzw. Lehramt, Theologie und Gesellschaft ein. Abschließend plädiert er für eine Theologie als „Sauerteig“ der Gesellschaft, deren Relevanz nicht rein ergebnisorientiert erfasst werden könne, die die großen Sinnfragen des Menschen offenhalten solle und die u.a. auch in der Nähe zur Kirche und in der Ausbildung kirchlichen Personals

gesellschaftlich relevant ist.

Die Zukunft der Theologie an staatlichen Universitäten untersucht Prof. Dr. Josef Quitterer. Dabei spielt die bekannte These, Theologie könne, im Unterschied zur Religionswissenschaft, aufgrund ihrer Grundlage in einem persönlichen Bekenntnis – einem Für-wahr-halten zentraler Inhalte – keine objektive Wissenschaft sein, eine zentrale Rolle. Quitterer zeigt hingegen auf, dass „gerade der Bekenntnischarakter der Theologie ihre Wissenschaftlichkeit ermöglicht“ (S. 166). Hierfür bemüht er den Vergleich des Behauptens von wahren Sätzen in den Naturwissenschaften und in der Theologie. Das Vertreten religiöser Überzeugungen im theologischen Diskurs mache diese verwundbar und sei insofern etwas deutlich anderes als das bloß religionswissenschaftliche Verständnis dieser Überzeugungen. Theologie könne folglich nicht einfach durch Religionswissenschaft ersetzt werden, denn sie biete einen Erkenntnisgewinn und trage zur „Verbesserung der Qualität von weltanschaulichen und religiösen Glaubenssystemen bei“ (S. 173).

Während diese drei Beiträge sehr explizit das Thema des Sammelbandes behandeln, beschäftigen sich die weiteren Artikel v.a. mit theologischen Themen, welche für die vorgegebene Fragestellung jedoch nicht von geringer Bedeutung sind. Hier eine Auswahl:

So widmet Prof. Dr. Ludger Jansen seine Überlegungen der schwierigen Verhältnisbestimmung von Theologie und Philosophie. Durch eine differenzierte Begriffsbestimmung von „Theologie“ und „Philosophie“ lässt sich ein je unterschiedliches Verhältnis beider zueinander skizzieren. Entgegen einem lange vertretenen Stockwerk-Modell des Verhältnisses plädiert Jansen für ein kooperatives Verhältnis von Theologie und Philosophie, in dem letztere ihre Kompetenz als Wissensprüfung einbringt. Unter dieser Prämisse kann auch der interdisziplinäre Dialog einen anderen Akzent erhalten.

Prof. Dr. Martin M. Lintner bedenkt die Spannung zwischen „Kirchlichkeit und kritischer Öffentlichkeit“, in der die Moraltheologie steht. Nur durch die redliche Offenlegung der kirchlichen Voraussetzungen könne Moraltheologie vor den kritischen Anfragen der Öffentlichkeit bestehen. Ebenso wie sie sich ihres Anspruchs bewusst sein muss, ihre Positionen vernünftig nachvollziehbar in den öffentlichen Diskurs einzubringen. Vor der Herausforderung, in dieser Spannung zu bestehen, sieht sich der Moraltheologe.

Dass gesellschaftlich aktuelle Themen, wie Genderstudien oder Men's studies auch für die Theologie von Relevanz sind, zeigt Prof. Dr. Maria T. Ploner. Vor dem Hintergrund kurz skizzierter Männlichkeitskonzepte und -diskurse öffnet sie das weite Feld der Erforschung von Männlichkeit in der Exegese und zeigt erste Ansätze und Forschungsfelder anhand von Beispielen auf. Hier kann theologische Forschung einen Beitrag zur gesellschaftlichen Diskussion eines relevanten Themas beitragen.

Insgesamt gibt der Sammelband gute Impulse, um die Frage „Braucht es Theologie?“ zu bedenken. Den Herausgebern ist es gelungen, die gesellschaftliche Relevanz der Theologie durch die unterschiedlichen Perspektiven explizit oder auch implizit aufzuzeigen und so einen beachtenswerten Beitrag zur Diskussion um die Rolle der Theologie heute zu leisten.

Martin Grimm

Impressum

Theologie im Fernkurs – Domschule Würzburg

Am Bruderhof 1, 97070 Würzburg

Telefon: (0931) 386-43283

E-Mail: [support\[at\]fernblick-wuerzburg.de](mailto:support[at]fernblick-wuerzburg.de)

Vertretungsberechtigter

Diözese Würzburg (KdöR)

Anschrift: Am Bruderhof 1, 97070 Würzburg

Telefon: 0931 386-43 200

Telefax: 0931 386-43 299

E-Mail: [theologie\[at\]fernkurs-wuerzburg.de](mailto:theologie[at]fernkurs-wuerzburg.de)

Inhaltlich verantwortlich: **Dr. Stefan Meyer-Ahlen**

Design

Frankfurter Fuenf

Alexander Deß, Jochen Tratz

ISSN 2749-9529

Die Formulierungen hinsichtlich geschlechtergerechter Sprache in den Beiträgen des Onlinemagazines entsprechen den Wünschen der Autorinnen und Autoren.